

SLUB Dresden

zell

2013

2

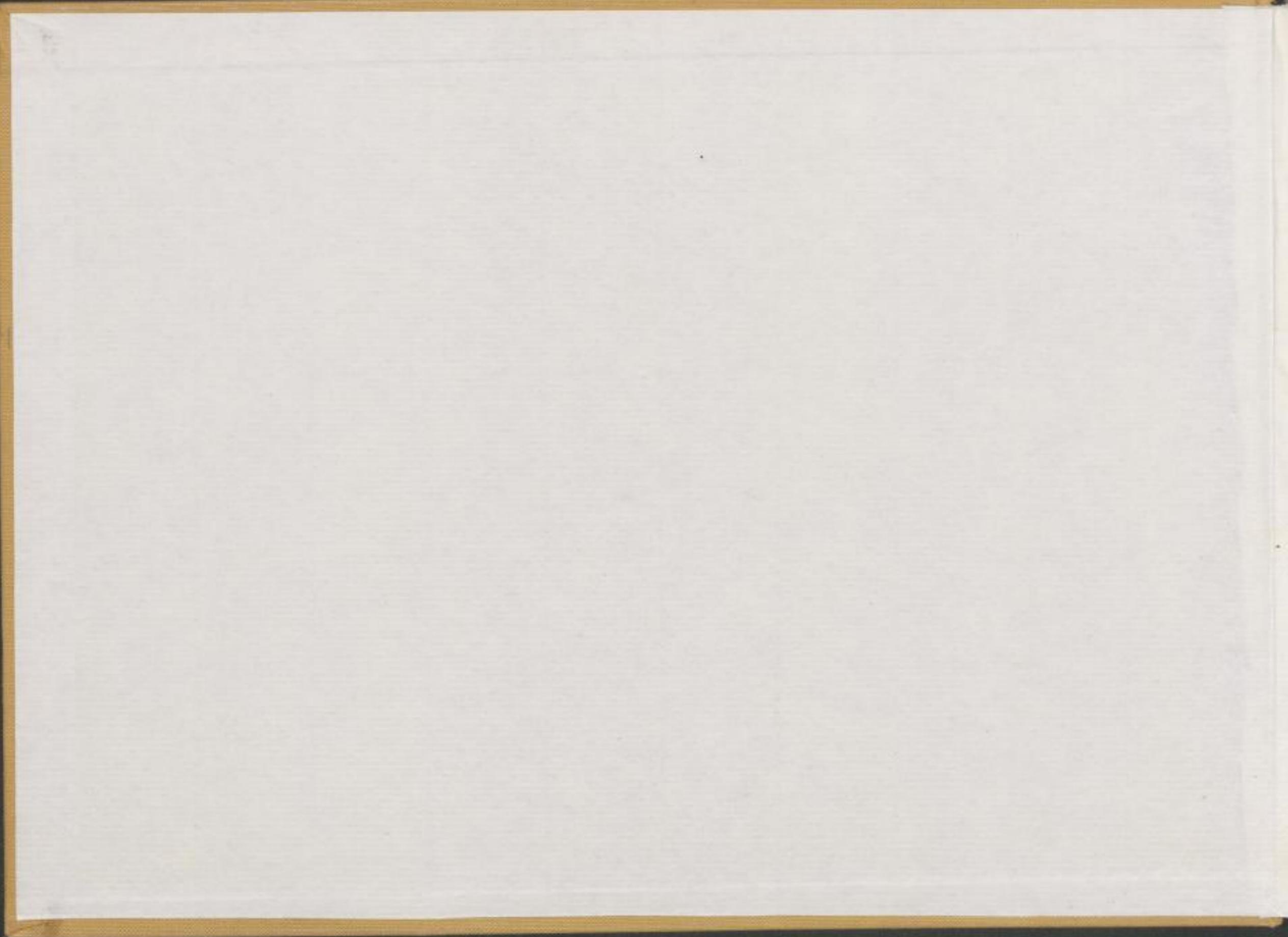
001272

m001 | MAG



SLUB

Wir führen Wissen.



1871

1872

1873

1874

1875

1876

1877

1878

1879

1880

1881

1882

1883

1884

1885

1886

1887

1888

1889

1890

1891

1892

1893

1894

Erster Band der Reihe
Geist der Städte

Copyright Scherz Verlag
München Bern Wien 1965

Schutzumschlag und Ausstattung
von Anton Stankowski

Geist der Städte
Dresden

herausgegeben von
Ortrud Reichel

verlegt
von Scherz

Zeller 10001 PMA May



2013 L 001272

Zeittafel

31. 3. 1206	Zur Zeit von Markgraf Dietrich wird Dresden erstmals urkundlich erwähnt (hervorgegangen aus einer wendischen Fischersiedlung auf dem rechten Elbufer. Slaw. Drezgajan – Waldleute)			
1216	Dresden erhält Magdeburger Stadtrecht			
1222	Zur Zeit des Markgrafen Heinrich des Erlauchten erhält die Stadt Dresden eine steinerne Elbbrücke, die			
1287	urkundlich als <i>pons lapidus trans Albeam</i> erwähnt wird			
6. 4. 1300	Älteste Urkunde von der Kreuzschule			
1309	Dresden bekommt Stadtsiegel und Stadtfarbe			
1316	Durchs Wilische Tor brechen die Brandenburger in Dresden ein			
1319	Erste Erwähnung der Kreuzkapelle in den Annalen			
1380	Erste urkundliche Erwähnung des Rathauses auf dem Altmarkt			
1485	Wettinische Erbteilung zwischen den Fürsten Ernst und Albert, <i>Dresden wird Residenz</i> des albertinischen Herzogtums Sachsen			
1491	Großer Brand von Dresden			
1500–1539	<i>Herzog Georg der Bärtige</i>			
1516	Als Ordensvikar hält Martin Luther im Dresdner Augustinerkloster Revision			
1517	Martin Luther predigt im Dresdner Schloß			
1519	An der Kreuzkirche wird der Wortlaut der päpstlichen Bannbulle gegen Luther angeschlagen			
1539–1541	<i>Herzog Heinrich der Fromme</i> tritt auf die Seite der Reformation: Dresden wird evangelisch,			
		am 7. 7. 1539 erste lutherische Predigt in der Schloßkapelle		
	1541–1553	<i>Herzog Moritz von Sachsen, seit 1547 Kurfürst</i>		
	1547	Nach der Niederlage Johann Friedrichs von Sachsen in der Schlacht bei Mühlberg gewinnen die Albertiner den Ernestinern die Kurfürstenwürde ab. Dresden ist nun Residenz des Kurfürstentums. Reiche Ausstattung der Stadt mit Bauten und Kunstschätzen. 1547–1556 Erweiterung des Schlosses.		
	1553–1586	<i>Kurfürst August</i>		
	1560	Gründung der »Kunstkammer«		
	1574	Erste staatliche Postanstalt in Dresden als Hofpost		
	1586–1591	<i>Kurfürst Christian I.</i>		
	1591–1611	<i>Kurfürst Christian II.</i> unterdrückt den Calvinismus zugunsten des strenggläubigen Lutheriums		
	1611–1656	<i>Kurfürst Johann Georg I.</i>		
	1615	Heinrich Schütz als Hofkapellmeister nach Dresden berufen		
	1627	Uraufführung seiner »Daphne« (erste deutsche Oper, nach dem deutschen Text von Martin Opitz)		
	1632	Das »große Sterben« (Pest) in Dresden, nochmals 1637–1639, letztes Seuchenjahr erst 1643		
	1656–1680	<i>Kurfürst Johann Georg II.</i>		
	1676	Anlage des Großen Gartens		
	1678	Baubeginn des Palais im Großen Garten		
	1680–1691	<i>Kurfürst Johann Georg III.</i>		
	1682	Einrichtung des stehenden Heeres		
	1683	Teilnahme der Sachsen an der Entsetzung Wiens und Aufstellung der Kriegsbeute im Historischen Museum in Dresden		
	1685	Die Dresdner Neustadt brennt ab		
	1691–1694	<i>Kurfürst Johann Georg IV.</i>		
	1693	Verleihung des Hosenbandordens an Johann Georg IV.		
	1694–1733	<i>Kurfürst Friedrich August I., der Starke,</i> der Sachsen zur Großmacht erheben will. »Augusteisches Zeitalter«		
	1697	August der Starke wird katholisch, um die polnische Königskrone zu erwerben, <i>als König von Polen August II.</i>		
		Bauten: Zwinger (1711–1732), Taschenbergpalais (1706–1708), Japanisches (früher Holländisches) Palais (1715), Frauenkirche (1726–1743), Dreikönigskirche (1732–1739)		
	1719	Vermählung Friedrich Augusts II., Sohn Augusts des Starken, mit der Kaisertochter Maria Josepha		
	1722	Alle im königlichen Besitz befindlichen Gemälde werden im ehemaligen Stallgebäude am Jüdenhof zu einer Gemäldegalerie vereinigt		
	1733–1763	<i>Kurfürst Friedrich August II., als König von Polen August III.</i>		
	1738	Brühlsche Terrasse von Minister Graf Brühl als Abschluß seines Gartens angelegt		
	1738–1755	Katholische Hofkirche		
	1741–1745	Neues Rathaus		
	1744–1746	Coselpalais		

- 1846-1879 Künstlertreffen in der »Montagesgesellschaft« (Auerbach, Gutzkow, Gustav Freytag, Otto Ludwig, Herwegh, Hoffmann von Fallersleben, Schnorr von Carolsfeld u. a.)
- 1847-1856 Bau des neuen Galeriegebäudes an der Elbseite des Zwingers durch Gottfried Semper
- 1847-1848 Gustav Freytag gründet den Handwerkerverein
- 1849 Maiaufstand, um die Einführung der Reichsverfassung zu erzwingen, Richard Wagner und Gottfried Semper fliehen, der Aufstand wird von preußischen und sächsischen Truppen niedergeschlagen
- 1850-1851 Die Dresdner Konferenzen verlaufen als vorbereitende Minister-Konferenzen nach der Proklamation des alten Bundestages, auf Grund des Vertrages von Olmütz, unter Führung Österreichs ergebnislos
- 1851 Einweihung der Sächsisch-Böhmischen Eisenbahn
- 1854-1873 *König Johann*
- 1859-1863 Zweite Zwingerrrestaurierung
- 1865 Gründung der Sächsischen Bank (erstes selbständiges Bankunternehmen Dresdens)
- 1866 Einmarsch der preußischen Truppen in Dresden, da Sachsen sich auf die Seite der Österreicher gestellt hat
- 1869 Brand des Hoftheaters
- 1869 Vertiefung des Elbstromes und Einführung der Kettenschleppschiffahrt
- 1871-1878 Neues Hoftheater von Gottfried Semper, ausgeführt von seinem Sohn Manfred Semper
- 1873-1902 *König Albert*
- 1887 August Bebel aus Plauen wird von der Dresdner Regierung als Volksvertreter in den deutschen Reichstag entsandt
- 1894 Bau des städtischen Ausstellungspalastes und
- 1896 Eröffnung durch eine internationale Gartenbau-Ausstellung (Streben Dresdens, Gartenstadt zu werden)
- 1897 Brand der Kreuzkirche
- 1901 Erste deutsche Kunsterziehungstagung auf der Brühlschen Terrasse
- 1902-1904 *König Georg*
- 1904 Ernst Ludwig Kirchner, Karl Schmidt-Rottluff und Erich Heckel gründen die Malervereinigung »Die Brücke«
- 1904-1918 *König Friedrich August III.*
- 1909 Uraufführung der »Elektra« von Richard Strauss
- 1911 Internationale Hygieneausstellung
- 1911 Uraufführung des »Rosenkavalier« von Richard Strauss
- 10.11.1918 In Dresden wird die Republik ausgerufen, der König dankt am 13.11.1918 ab (»Na, da machd eiern Dregg alleene.«)
- 1919 Dresden wird ein Zentrum des modernen Ausdruckstanzes (Mary Wigman)
- 1.11.1920 Verfassung des Landes Sachsen nach dem Vorbild der Weimarer Verfassung
- 1919-1924 Kokoschka als Lehrer an der Kunstakademie
- 1920-1923 Sozialdemokratisches Kabinett unter Ministerpräsident Buck
- 1923 Das sozialdemokratisch-kommunistische Kabinett Zeigner wird durch die Reichsregierung gestürzt
- 1924 folgt auf das Ministerium Fellisch ein Koalitionskabinett unter dem Altsozialisten Heldt bis 1929
- 1924-1936 Vierte Zwingerrrestaurierung
- 1926 Internationale Kunstausstellung in Dresden
- 1928 Uraufführung der »Ägyptischen Helena« von Richard Strauss
- 1929 Koalitionskabinett Büniger, nach dessen Rücktritt ein sogenanntes Beamtenministerium unter Schieck in Funktion tritt
- 1933 Uraufführung der »Arabella« von Richard Strauss
- 10.3.1933 Das sächsische Gesamtkabinett tritt zurück
- 5.5.1933 Martin Mutschmann wird Reichsstatthalter
- 1937 52 Bilder von deutschen Künstlern der Gegenwart werden als »Entartete Kunst« aus der Dresdner Gemäldegalerie entfernt
- 13.2.1945 Zerstörung Dresdens durch anglo-amerikanische Bomber
- 8.5.1945 Einnahme Dresdens durch russische Truppen
- Mai 1945 Bildung einer sächsischen Landesregierung
- 1945-1955 Fünfte Zwingerrrestaurierung
- 4.8.1945 Erste Kreuzchorvesper in der ausgebrannten Kreuzkirche
- 22.9.1948 Eröffnung des wiederaufgebauten Schauspielhauses als »Großes Haus«
- 7.10.1949 Gründung der Deutschen Demokratischen Republik

- 1952 Die bisherigen Länder der DDR werden in Kreise aufgliedert, von denen jeweils 15 einen Bezirk bilden. Dresden wird zur Bezirkshauptstadt
- 1955 Wieder Gottesdienst in der Kreuzkirche
- 25.8.1955 Unterzeichnung des Übergabeprotokolls für die Dresdner Galeriebilder in Moskau
- 3.6.1956 Wiedereröffnung der Dresdner Gemäldegalerie im Zwinger
- 1957 Atomreaktor in Rossendorf bei Dresden in Betrieb genommen
- 1956 750-Jahr-Feier Dresdens
- 1960 400-Jahr-Feier der Dresdner Kunstsammlungen
- 1963 Beginn der Vorarbeiten für den Bau des Fernsehturms in Wachwitz

Die Bevölkerungszahl Dresdens in der Geschichte

Nach: Ernst Sparmann, Dresden während des Dreißigjährigen Krieges. Inaugural-Dissertation Leipzig, Dresden, Wilhelm-und-Bertha-von-Baensch-Stiftung, 1914.
 Statistisches Jahrbuch der Stadt Dresden für 1913 und weitere, von Zahn und Jaensch, Dresden, 1913 ff.
 Dresden in Zahlen, Statistisches Jahrbuch der Stadt Dresden. Statistisches Amt der Stadt Dresden (verschiedene Jahrgänge).

1501	4 500 Einwohner
1546	6 500 Einwohner
1603	14 800 Einwohner
1626	17 000 Einwohner
1699	21 300 Einwohner
1755	63 200 Einwohner
1772	53 800 Einwohner
1800	61 800 Einwohner
1806	55 700 Einwohner
1813	51 800 Einwohner
1815	57 300 Einwohner
1849	94 100 Einwohner
1871	177 000 Einwohner
1900	396 100 Einwohner
1913	566 000 Einwohner
1917	512 800 Einwohner
1919	529 300 Einwohner
1933	649 300 Einwohner
1945	452 400 Einwohner
1946	469 900 Einwohner
1964	503 800 Einwohner

Der galante Hof des Augusteischen Zeitalters und der Siebenjährige Krieg

Erich Haenel Das Werden der Stadt

Erich Haenel, Dresdner Kunsthistoriker, veröffentlichte u. a. mit Eugen Kalkschmidt zusammen »Das alte Dresden« (Hanfstaengl, München 1925).

Als die Völkerwanderung verrauscht war, lag ein slawisches Dorf am rechten Ufer, wo die Elbe die mittlere der drei großen Krümmungen macht, etwa dort, wo heute noch der Neustädter Markt die halbe Rundung andeutet. Sumpfige Wälder ringsum: Drezgajan = Dresden ist das slawische Wort für »Waldleute«. Von dort aus erst wurde auch das linke Ufer besiedelt. Hier gründete man das erste christliche Gotteshaus zu Ehren der Mutter Maria, der Schutzherrin der deutschen Kolonisten, die nach der Eroberung des Landes durch König Heinrich I., den Sachsen, aus Franken, Schwaben und Thüringen hergezogen waren. Mit der Errichtung der Mark und Burg Meissen war der politische Mittelpunkt des Gaus festgelegt. Und schon das neunte Jahrhundert sah mit Heinrich von Eilenburg die ersten aus dem Hause Wettin im Lande, der Dynastie, die durch mehr als acht Jahrhunderte das Werden der politischen und kulturellen Wirkungskräfte in Mitteldeutschland betreute.

Als der Name Dresden zuerst in einer Urkunde auftauchte, waren die Hohenstaufen deutsche Kaiser... Mit Kurfürst Moritz, dem gewaltigen Widerpart Kaiser Karls V., dem Sieger von Mühlberg, ist die landesherrliche Hoheit über die Zunft- und Körperschaftsverfassung der Stadt auch in Dresden stipuliert. Wenige Jahrzehnte genügen, die Renaissance in der neuen Hauptstadt des Kurstaates, des Hortes des lutherischen Deutschlands, durchzusetzen. Mo-

ritz selbst erweiterte den Sitz seiner Väter, gab dem großen Hof doppelte Ausdehnung, schmückte ihn mit runden und polygonalen Treppentürmen oder Wendelsteinen und einem viergeschossigen Altan, der aus je fünf säulenge-tragenen Korbbögen heiter in das mächtige steingepflaster-te Rechteck des Hofes hinausschaute. Damit rückte der Schloßsturm in die Mitte des nordöstlichen Flügels. Dicht unter ihm war die Schloßkapelle in das Erdgeschoß eingefügt. Die evangelischen Christen, die mit dem Schirmherm des Nürnberger Religionsfriedens dort das reine Wort Gottes zu hören, das Abendmahl in beiderlei Gestalt zu nehmen gingen, mußten eine Pforte von fast heidni-scher, d. h. römischer Formgebung durchschreiten. Das »Schöne Tor« trägt die Devise der protestantischen Wet-tiner: Verbum Domini Manet in Aeternum – Gottes Wort bleibt in Ewigkeit.

Matthes Daniel Pöppelmann Über den Königlichen Zwingergarten

Matthes Daniel Pöppelmann trat 1686 in den Dienst des Kurfürsten von Sachsen, ging 1710 nach Wien, Rom und Paris und gründete nach seiner Rückkehr nach Dresden 1718 dort das Oberlandbauamt. Er starb 1736 in Dresden. Seine wichtigsten Werke in Dresden und Umgebung sind: Der Zwinger, Schloß Pillnitz, die (1907 abgebrochene) Augustusbrücke, Entwürfe für das Dresdner Schloß, das Taschenbergpalais, das (nicht von ihm vollendete) Japani-sche Palais, Schloß Großsedlitz, der Umbau von Schloß Moritzburg, die Dreikönigskirche (zusammen mit George Bähr) sowie verschiedene Bürgerhäuser (Große Meißner Gasse 5, 6, 16, Hauptstraße 22, Dönglingerhaus) und (als

letzte Arbeit) das Regierungsgebäude in der Großen Meiß-ner Gasse 15. 1729 erschien sein Kupferstichwerk über den Zwinger.

Denn nachdem Ihre Königl. Majest. für dero sowohl an Menge als ausnehmender Größe ganz außerordentlich schöne Orangerie einen bequemern Platz gefunden, haben Sie in die sämtlichen Gallerien und einige Säle dieses weitläufigen Gebäudes an jener statt, nunmehr Ihre sämtlichen pretieusen, curicusen und raren Cabineten von Medaillen, Naturalien, Antiquitäten, Mineralien, Petre-factes, Animalien, Insekten, Conchilien, curieuser in Bern-stein befindlicher bewunderungswürdiger Sachen, auch mancherley Gattungen inn- und ausländischer Hölzter dahin zu bringen befohlen. Daher findet man außer der Anatomie-Cammer nunmehr daselbst alle zur Chirurgie, Chymie, Metallurgie, Geometrie, Astronomie, Astrologie, Mathematique und Mechanique oder überhaupt zur Phy-sik gehörige Werkzeuge und so mancherley unzählliche alte und neue Curiositäten.

Hubert Georg Ermisch Der Ursprung des Zwingers

Hubert Georg Ermisch wurde 1883 in Dresden geboren. Als Architekt fand er seit 1924 seine Hauptaufgabe in der Pflege und Wiederherstellung des Zwingers. So ermöglichte seine Gestaltung des großen Platzes vor dem Wallpa-villon 1926 den Beginn der Zwingerrenovierung. Die Außenarbeiten der letzten Zwingerrestaurierung vor dem Krieg wurden 1936 beendet. Nach der Zerstörung widmete Er-misch von 1945 bis zu seinem Tode 1951 abermals seine ganze Kraft dem Zwingeraufbau.

Ältere Kunstgeschichten und Führer von Dresden sprechen davon, der Zwinger sei der Vorhof eines unvollendeten Schlosses gewesen... Aber der Ursprung des Baues war doch noch ein anderer. August der Starke begann 1709 eine Orangerie zu bauen, wie sie damals an den Fürstenhöfen Mode waren. Diese Orangerie war an eine Bastion der Dresdner Festungswerke angelehnt. Die Bastion hieß später Luna. Der heutige Zwingerwall ist der Rest dieser Bastion... Erst 1711 entstand der Plan, die begonnene Orangerie zum terrassenumsäumten Festplatz zu erweitern.

Wie kommt aber dieser Platz mit seinen Gebäuden zu dem Namen Zwinger? Wo heute vor dem Wallpavillon die flachen Rasenbeete sich ausbreiten, lag vor dem Baubeginn der Orangerie ein Garten, den man im allgemeinen als »Zwingergarten« bezeichnete. Die Räume zwischen der äußeren und inneren Umwallung eines festen Platzes, sei es einer Burg oder einer Stadt, wurden im 16. und 17. Jahrhundert mit »Zwinger« benannt. Dieser Zwingergarten am Wall der Dresdner Festungswerke hat seinen Namen dann auf die Orangerie und später auf den Festplatz vererbt. Mit einem Bärenzwinger hat das Dresdner Bauwerk nichts zu tun. Wilde Tiere sind hier nie gehalten worden. Dazu diente vor 200 Jahren drüben in Dresden-Neustadt der Jägerhof mit seinen Nebengebäuden.

Aus Herrn Johann Joachim Quantzens Lebenslauf, von ihm selbst entworfen.

*Johann Joachim Quantz kam nach einer längeren Ausbildungszeit in Italien und Frankreich 1716 auf Anraten
10 des Stadtmusikus Heine nach Dresden, wohin er 1727*

nach einem längeren Engländeraufenthalt (als Mitglied der Polnischen Kapelle und des Königlichen Orchesters) zurückkehrte. 1728 wurde er zum Flötenlehrer Friedrichs des Großen berufen. (Der damalige Kronprinz weilte in diesem Jahr mit seinem Vater zum Karneval in Dresden.)

Im März des 1716. Jahres, begab ich mich nach Dresden. Hier wurde ich bald gewahr, daß das bloße Treffen der Noten, so wie sie der Componist hingeschrieben hat, noch lange nicht der größte Vorzug eines Tonkünstlers sey.

Das königliche Orchester war zu der Zeit schon in besonderm Flor. Durch die, von dem damaligen Concertmeister Volumier eingeführte französische egale Art des Vortrags, unterschied es sich bereits von vielen andern Orchestern: so wie es nachgehends, unter der Anführung des folgenden Concertmeisters Herrn Pisendel, durch Einführung eines vermischten Geschmacks, immer nach und nach zu solcher Feinigkeit der Ausführung gebracht worden; daß ich auf allen meinen künftigen Reisen, kein bessers gehört habe. Es prangete damals mit verschiedenen berühmten Instrumentisten...

Ich wurde, bey Anhörung dieser berühmten Leute, in große Verwunderung gesetzt; und mein Eifer, in der Musik weiter nachzuforschen, verdoppelte sich. Ich suchte mich in den Stand zu setzen, mit der Zeit auch ein leidliches Mitglied einer so hervorragenden Gesellschaft abgeben zu können. Denn ob ich gleich sonst sehr von der Kunstpfeifer-Lebensart eingenommen war; so machte doch das beschwerliche Tanzspielen, welches der feinern Ausführung so hinderlich ist, daß ich mich nach einer Auflösung davon sehnte. Indessen hielt ich doch noch zwey Jahre dabey aus.

Im Jahr 1717 verstarb die Frau Mutter des Königs Augustus des II. Die Trauer darüber verursachte ein dreymonathliches Stillschweigen der Musik...

Ich reisete am 1. Junius des 1727. Jahres aus England ab... und gieng darauf über Hannover und Braunschweig, nach Dresden zurück, wo ich am 23. Julius wieder ankam.

Nun stellte ich über alles, was ich auf der Reise gutes oder schlimmes von Musik gehört hatte, Betrachtungen an. Ich fand, daß ich zwar einen ziemlichen Vorrath von Ideen gesammelt hatte, daß es aber nötig sey, sie nach und nach erst in Ordnung zu bringen. Ich hatte zwar, an einem jeden Orte, wo ich mich aufgehalten, etwas, dem daselbst herrschenden Geschmacke nachahmendes gesetzt; ich überlegte aber auch die Vorzüge, die ein Urbild vor einem bloßen Nachahmer voraus hat. Ich fing also an, meine vornehmsten Bemühungen dahin zu richten, daß ich mir einen eigenthümlichen Geschmack bilden möchte, um, wo möglich, selbst ein Urbild in der Musik angeben zu können. Allein, hierzu zu gelangen, wurde Nachsinnen, Erfahrung, und Zeit erfordert. Was ich also vor dem in einer Stunde verfertigen konnte, dazu nahm ich mir nunmehr die Zeit von einem Tage; mehr als zu sehr versichert, daß die ersten Einfälle zwar manchmal gerathen; aber auch, wenn sie gleich nicht immer die schlimmsten, doch gewiß nicht allezeit die besten sind: daß vielmehr eine feine Empfindung und reife Beurtheilungskraft dazu gehöre, sie zu läutern, und in gehörige Verbindung mit einander zu bringen: damit ein Stück nicht nur flüchtig hin, und kurze Zeit, sondern womöglich immer gefallen könne. Zu diesem guten Vorhaben nun, kam mir der be-

stär
Her
als
stat
unc
in l
gnü
Bis
Cap
216
Rei
solt
sch
Abs
Tha
Cap
Hol
gän
alle
In e
lige
che
te d
muf
oder
Joh
Der
Joha
hun
euro

ständige Umgang mit meinem theuresten Freunde, dem Herrn Concertmeister Pisendel, und seine eben so richtige als durchdringende Beurtheilungskraft, ungemein wohl zu statten. Die schöne Kirchenmusik, die vortreflichen Opern, und die ausnehmenden Virtuosen im Singen, welche ich in Dresden hören konte, brachten mir immer neues Vergnügen, und setzten mich immer in neues Feuer.

Bis hieher war ich Hoboist und Flötenist in der Pohlischen Capelle gewesen, und meine jährliche Besoldung hatte aus 216 Thalern bestanden. Man hatte aber, während meiner Reisen, meinen Platz einem andern angewiesen, und ich sollte in die Sächsische Capelle versetzt werden. Dieses geschah auch im Monath März des 1728ten Jahres, nach Absterben eines Violonisten, dessen Besoldung von 250 Thalern ich bekam, doch aber auch die aus der Pohlischen Capelle dabey behielt. Von dieser Zeit an verließ ich den Hoboe gänzlich, weil sein Ansatz, dem auch der Flöte gänzlich zuwider ist, und blieb bey der Flötetraversiere allein...

In eben diesem 1728ten Jahre, entschlossen sich, der damalige Kronprinz von Preussen, Seine itzregierende Königliche Majestät, die Flötetraversiere zu erlernen, und ich hatte die Gnade Höchstdieselben darauf zu unterrichten. Ich mußte deswegen alle Jahre zweymal nach Berlin, Ruppin oder Reinsberg kommen.

**Johann Michael von Loen
Der galanteste Hof der Welt**

Johann Michael von Loen besuchte zu Beginn des 18. Jahrhunderts als Staatsrechtler und Schriftsteller zahlreiche europäische Höfe und kam 1718 und 1723 an den Hof

Augusts des Starken. Der spätere preußische Regierungspräsident schrieb auch die Einleitung zu Pöppelmanns Kupferstichwerk über den Zwinger.

Ich beschreibe hier den prächtigsten und galantesten Hof von der Welt; man muß mir das letzte Wort im Deutschen gelten lassen, denn es ist in Sachsen sehr üblich und ich finde auch sonst keines in allen mir bekannten Sprachen, welches dasjenige besser ausdrücken sollte, was ich hier sagen will: es bedeutet solches soviel als ein lebhaftes, artiges Wesen, das gefällt und rührt, das sich der Sinne bemächtigt und den Witz gebraucht, um desto empfindlicher wollüstig zu sein.

Das sächsische Blut ist das schönste in Deutschland, es ist feurig, zärtlich und überaus verbuht. Die Wollust macht die Einwohner in diesem Lande sinnreich, angenehm, höflich und schmeichlerisch, aber zugleich auch wankelmütig, weichlich, plauderhaft, schwelgerisch. Weil die Sachsen von Natur mit einer so glücklichen Erfindungsgabe begabt sind, so findet man unter ihnen die meisten Poeten und Romanschreiber. Sie sind die ersten, welche sich erkühnt haben, deutsche Schauspiele nach dem Muster der Franzosen zu verfertigen. Putz, Üppigkeit und Schwelgerei führt die Sachsen dem Soldatenstande zu, im übrigen sind sie zu diesem Handwerke wenig tauglich, weil sie zu wollüstig und zu gemächlich sind. Jener Kurfürst von Bayern spottete deshalb der »geputzten sächsischen Männerchen« nicht ohne Grund, welche er mit seinen rauhen Kürassieren zu Paaren trieb. August richtete mit seinem prächtigen Heere in Polen ebenso wenig etwas gegen die Schweden aus, aber bei Hof, bei den Damen und in dem Umgange überhaupt gibt es keine artigeren Leute als die Sachsen.

Das Frauenzimmer, und darunter vorzüglich das Meißnische, hat etwas überaus Holdseliges und Liebreizendes. Hier findet man die besten Sprach-Meisterinnen der Deutschen, der liebliche Klang ihrer Stimme macht auch selbst unsere rauhen Töne zärtlich und angenehm. Das sächsische Frauenzimmer übertrifft noch die Engländerinnen an Wuchs und Schönheit. Es hat die Freiheit der Französinnen und das Feuer der Italienerinnen. In dem schmeichelfhaften und zärtlichen Wesen aber geht es allen vor. Es hat dem Anscheine nach etwas sehr Sittsames und Unschuldiges; es schlägt aber die Augen insgemein nur deshalb nieder, um mit einem geschärften Blick desto mehr Unheil anzurichten.

So sehen die Menschen aus, welche zu unserer Zeit den Glanz des dresdenischen Hofes ausmachen. Nie hat man eine solche zusammenhängende Pracht und eine solche stets fortschreitende Galanterie gesehen. Der König scheint dazu geboren zu sein, den Menschen Lust und Freude zu machen. Alle seine Lustbarkeiten sind auf eine Art ange stellt, daß sein Volk darunter nicht leidet und seine Schätze nicht erschöpft werden. Er befördert dadurch die Künste, die Wissenschaften, die Handlung und den Umlauf des Geldes...

Am 12. Mai 1718, dem Geburtstage des Königs, gab die Gräfin Dönhoff, damals seine erklärte Mätresse, ein Fest in ihrem Garten. Alle dazu eingeladenen jungen Damen erschienen als Schäferinnen in weißen, mit Blumen ausgeschmückten Kleidern, um dem Könige bei Tafel aufzuwarten, sie hatten Kränze aufgesetzt und trugen Stäbe in den Händen. Eine jede erhielt einen, ihr durch das Los zuge-

fallenen Kavalier; das Los trug eine jede auf der Brust angeheftet. Darauf begab sich die ganze Gesellschaft in ein von Laubwerk erbautes Sommerhaus. Der ganze Garten war beleuchtet und hatte in den beiden Ecken zwei Kabinette zu stillen Vergnügungen. In einem derselben speiste der König mit den vornehmsten Herren und Damen; die Musik ließ sich oben darüber hören, doch so, daß man die Spielenden nicht sehen konnte. In der Vertiefung zeigte sich ein mit Lampen erhelltes Grottenwerk, mit Wasserfällen und transparenten Gemälden. Alles gefiel mir bei diesem herrlichen Feste, nur zuletzt sah ich, daß die Menschen ihrer Lust nicht eher Schranken setzen können, als bis die Unlust dazu kommt. Man trank stark, wo der König war. Die Damen, die Gesandten und diejenigen Herren, welche auf diesem Kampfplatze keine Helden waren, hatten sich davon gemacht. Einige polnische Magnaten, denen hier die Deutschen wacker zugesetzt hatten, fanden sich übermannt. Sie wollten nicht weichen und jene als Sieger zurücklassen; allein die Wache schützte vor, daß sie Befehl hätte, niemand den Ausgang zu verstatten. Einige darunter sahen so blaß aus wie der Tod; ihre Köpfe wackelten auf ihren Schultern, und ihre Füße taten ungewisse Tritte; es hieß: *sta pes! sta mi pes! nec fallere mi pes!* sie taumelten demungeachtet voller Ehrerbietung vor dem Könige herum. Ein polnischer Herr erweckte bei mir ein Mitleiden, das Wasser tropfte ihm durch die Unterkleider herunter; er tat nicht anders, als ob er den Geist aufgeben wollte. Ein anderer Pole wurde wild. Er schwur bei dem deutschen Teufel, daß, wo man ihn nicht würde hinaus lassen, so würde er der Natur in des Königs Gegenwart ihren Lauf lassen. Als man seinen Ernst sah, ließ

man ihn gehen. Ist es möglich, daß man die Lust in der Welt so weit treiben kann?...

Johann Michael von Loen Dresdner Karneval

Während des Karnevals wurde gewöhnlich ein prächtiges Karussell- und Ringelrennen gegeben, und auf dem großen Platze waren rings herum Krambuden und in den vier Ecken Schaubühnen aufgeschlagen. – Den Beschluß machte eine Wirtschaft bei Hofe in dem großen Redoutensaal, wobei gleichfalls alles maskiert erscheinen mußte. Die Königin selbst wohnte damals dieser Kurzweil bei, sie erschien aber nur in ihrer gewöhnlichen Tracht. Mehr Juwelen wird man wohl nicht leicht wieder beisammen sehen. Kurz, Dresden schien zu meiner Zeit ein recht bezaubertes Land zu sein, welches sogar die Träume der alten Poeten noch übertraf. Man konnte hier nicht wohl ernsthaft sein, man wurde mit in die Lustbarkeit und Schauspiele hinein gezogen, nicht anders, als ob man darin einige Rollen mitzuspielen hatte. – Hier trifft also jener alte Vers ein:

... Vita haec est fabula quaedam,
Scena autem mundus, versatilis histrio et actor
Quilibet est hominum.*

Kein Ort auf der Welt sieht einer solchen Schaubühne ähnlicher, als Dresden. Hier gibt es immer Maskeraden, Abenteuer, Jagden, Schützenfeste, Schäferspiele, Kriegs-

* Dieses Leben ist ein Schauspiel, die Welt ist die Bühne und ein jeder Mensch ein gewandter Komödiant.

und Friedens-Aufzüge, Zeremonien, schöne Raritäten; kurz, Alles spielet. Man sieht zu, man spielt mit, es wird uns selbst mitgespielet: *ludendo ludimur.*

Ludwig Baron von Poellnitz Die Gräfin Orczelska (später Herzogin von Holstein)

Karl Ludwig Freiherr von Poellnitz bereiste zahlreiche europäische Höfe, darunter auch den sächsischen, ehe er 1735 als Kammerherr und späterer Oberzeremonienmeister nach Berlin ging.

Als der Monarch (August der Starke) einstmals sein Garderegiment durch die Musterung gehen ließ und in dem Schloßgarten ein wenig herumspazierte, sagte er zum Grafen Rutowski, er wäre sehr vergnügt, daß seine Garde die Exerzitionen so wohl machte. Der Graf Rutowski antwortete ihm, er hätte ein junges Fraucnzimmer bei sich in seinem Hause, welches alle Kriegsübungen noch besser machte als der beste Exerzitionenmeister unter den Soldaten. Der König verlangte sie zu sehen. Sie kam in einem Mannskleid und war von Fuß auf wie ein Grenadier von der Garde ausgestattet. Der König wurde durch ihren Anblick ganz erweicht, ihr ganzes Gesicht versicherte ihn, daß sie seine natürliche Tochter wäre. Er umfing sie, nannte sie sein Kind und gab ihr den Titel einer Gräfin Orczelska. Etliche Tage darauf wies er ihr große Gelder jährlicher Einkünfte an und verehrte ihr einen prächtigen und mit kostbarem Geräte ausgeschmückten Palast. Nachdem sie also mit einer solchen Wohnung versehen war, brachte der König seine meisten Abende bei ihr zu. Der ganze Hofstaat fand sich daselbst ein, und sie genoß alle Ehren einer rechtmäßigen Tochter des Königs...

Sek
Bitt

Das
stam
dara

Groß

Dein

der s

Ich r

Doch

so ist

Da d

Wo r

Ind

Ich d

So w

Vor a

Zwei

Vor l

Setz

Ein T

Auf

Vor

Peru

Vier

Ich r

Doch

Und

Was

Sekretarius Hanke

Bittschrift an August den Starken

Das Bittgedicht des königlich kurfürstlichen Sekretärs stammt aus dem Jahr 1729. August der Starke verdoppelte daraufhin sein Gehalt.

Großmächtigster Monarch!

Dein Secretarius,

der sich das gantze Jahr mit Ziffern plagen muß,

Ich rechne Tag und Nacht und quäle mich mit Brüchen,

Doch ist vom Monat noch die Hälfte kaum verstrichen,

so ist der vierdte Theil von Hundert schon verzehrt,

Da doch so Frau als Magd fast täglich Geld begehrt.

Wo nehm' ich solches her? Ich fürchte mich vor Borgen,

Indessen soll ich doch das gantze Haus versorgen,

Ich theile wie ich will 300 Thaler ein,

So will mein Tractement noch nicht zulänglich seyn.

Vor 40 Thaler Holtz, damit ich nicht erfriere,

Zwei Thaler wöchentlich an Covent, Wein und Biere,

Vor Butter, Fleisch und Brodt, vor Eier, Saltz und Licht,

Setz ich 4 Gulden an. Sie reichen öfters nicht.

Ein Thaler monathlich nur an Gesindes-Lohne,

Auf 60 Thaler Zins, damit ich sicher wohne.

Vor Cnaster, Spagniol, vor Zucker und Thee Bou,

Peruquer, Wäscher-Lohn, vor Hembden, Strümpf' und Schuh.

Vier Thaler der Barbier, wo aber bleibt der Schneider?

Ich rechne monathlich 2 Thaler nur auf Kleider.

Doch leider! dieses macht 400 Thaler aus,

Und dennoch hab ich nicht noch alles in dem Haus.

Was kostet nicht die Frau? Was kostet Band und Spitzen?

Was Adrienen, Schmuck, Pantoffeln, Hauben, Mützen?

Was kost' der Domini, mit Spitzen ausgeziert,

Wenn man sie Winters-Zeit auf die Redoute führt?

Und wenn man Sommers-Zeit in Starkens Garten fährt,

So seyn 6 Groschen nur in Kuchen bald verzehret,

Wie ofte muß man nicht allhier zur Hochzeit gehen!

Wie ofte muß man auch nicht zu Gevattern stehen!

Und läßt man offermals den eignen Zuwachs tauffen,

So muß man alsobald mit Geld zur Kirchen lauffen.

Was kost das Kinder-Zeug? was kost der Ammen-Lohn?

Stirbt etwa aber gar der kleine liebe Sohn,

So wird man nimmermehr das Kind umsonst begraben.

Warum! die Kirche will vorher das ihre haben.

Kurtz, alles kostet Geld, und ehe ichs gedacht,

Ist mir schon wiederum die Casse leer gemacht.

Wie können nun aufs Jahr 300 Thaler reichen?

Drum großer König laß Dich meine Noth erweichen.

Setz 100 Thaler zu. Denn krieg ich nur ein Blatt,

Das Deine Gnadenhand selbst unterzeichnet hat,

So ist mein Wunsch erhört. Ich sterb' in tiefstem Danke,

Mein König, Fürst und Herr Dein

Pflichtverbundner Hanke

Pfarrer Schreyer

Die Beschießung Dresdens 1760

Brand der Kreuzkirche

Pfarrer Schreyer war, wie sein Vater zur Zeit des Siebenjährigen Krieges, Geistlicher an der Waisenhauskirche.

Am 6. Trinitatissonntag (13. Juli 1760) warteten mein Vater und ich zum letzten Male beim Vormittagsgottesdienst in der uns nahe gelegenen Waisenhauskirche ab. Mitten unter der Predigt hörten wir die ersten Schüsse

des beginnenden Bombardements. Hastig strömten die ziemlich zahlreich Anwesenden aus der Kirche. Der Prediger Gladitsch ermahnte zur Ruhe, Fassung und Mut, und wer nicht fort war, ließ sich halten. Er schloß bald darauf ohne Gebet, nur mit dem Vaterunser, einem kurzen Gesang und dem Segen. Währenddessen hatten auf Anregen der Wirtin sämtliche Hausleute in Kisten und Laden ihre besten Sachen in den Keller geschafft. Mit Beihilfe der Nachbarn hatte auch die allein und außer Fassung sich befindende Mutter alles, was sie in der Angst ergriffen, in eine Lade gepackt und nebst den meisten Betten ebenfalls in Verwahrung bringen lassen. Als wir nach Hause kamen, war der vollgepfropfte Keller bereits zugemauert. Das Bombardieren dauerte nun Tag und Nacht, bald stärker, bald schwächer, und ein Feuer nach dem andern sahen wir in der Stadt, zum Teil auch in der Vorstadt aufgehen, unter denen das uns so nahe gegenüberstehende Waisenhaus nebst der Kirche den wehmütigsten Eindruck auf uns alle machte. Preußische Freikorps, die sich bis in die Vorstädte wagten, und kaiserliche Kroaten, die außerhalb der Festung lagen, trafen häufig aufeinander, beschossen sich als Feinde vor unsern Augen herum, ohne daß ein einziger Mann gefallen wäre, und brachen nachher freundschaftlich in die Häuser, wo sie es vermochten, um zu plündern, obwohl es den Letzteren streng untersagt war. Gerade unseren Fenstern gegenüber lag ein Kroatenkapitän, vor dessen Tür mehrmals täglich sogar von Weibern und Kindern herbeigeschleppte Verbrecher dieser Art auf stets bereitliegende Strohschütten geworfen wurden, tüchtige Stockprügel ad posteriora erhielten und doch wieder plünderten. Die schlimmsten unter ihnen waren das Marketendergesindel 13

und die Weiber, ... die über die Beute fast allemal in Schlägerei gerieten. Das erste bei solchen Katzbalgereien war das Abreißen der Hauben und das Raufen bei den Haaren, bis sie hinstürzten und unter Zetergeschrei auf dem Pflaster sich so lange herumwälzten, bis sie es satt hatten. Gemeiniglich kam ein dritter Spitzbube dazu, der den Raub wegstibitzte.

Die Bogenschüsse aus den Kanonen, welche am fünften Tage häufiger wurden und niedriger gingen als die Bomben, gestatteten uns ferner keinen sicheren Aufenthalt, nicht einmal im Hofe, da die durch das Dach des drei Geschöß hohen Hauses fliegenden Kugeln unaufhörlich Ziegel herabwarfen. Den Donnerstag (17. Juli) nachmittags um vier Uhr entschlossen wir uns, ... auszuwandern... Es war auch die höchste Zeit, denn am folgenden Vormittag lag das Haus und fast die ganze Gasse in Schutt und Trümmern. Wir flüchteten zuerst in den großen Garten, wo wir auf dem sehr geräumigen Boden des Palais schon um und um alles von Flüchtlingen besetzt und kaum noch ein Plätzchen zum Niederlassen und Ausruhen fanden...

Ein Kamerad meines Vaters, der sich unterwegs zu uns fand und in Strehlen eine bekannte Familie wußte, riet uns, es zu versuchen, und wirklich glückte es uns, daß der Bauer Ludwig auch uns (ganz Unbekannte) nach einigem Bitten aufnahm. Wahrscheinlich mochte ihn der Umstand willfähriger machen, daß er durch uns einige Gehilfen mehr zu schleuniger Einbringung seiner in Gefahr stehenden Feldfrüchte bekam. Für mich war es ein ungewöhnliches Vergnügen, fleißig auf dem geleerten Erntewagen mit des Wirtes zwei Kindern aufs Feld fahren zu können.

14 Als dies auch am darauffolgenden Sonnabend (19. Juli) in

den Nachmittagsstunden geschah und wir Kinder immer die Augen auf die vielen Feuer in der Stadt gerichtet hatten, bemerkten wir auf einmal, daß ein Seitentürmchen der Kreuzkirche brannte. Dies Feuer ward zwar wieder gelöscht, aber bald darauf stand der hohe Hauptturm in vollen Flammen, und ehe wir noch auf dem Rückweg das Haus erreichten, sahen wir die hohe Spitze desselben sich etwas rückwärts neigen; heftiger schlugen nun die Flammen um sie herum, und bald darauf stürzte die ganze brennende Masse mit einem so starken Krachen, als wenn es im Dorfe wäre, auf das Dach, schlug dieses und das Gewölbe durch und setzte die ganze Kirche in Flammen. Wie man sich einen entzündeten Vulkan denken kann, ragte das große, über und über brennende Gebäude während der ganzen Nacht empor, indem das viele Holzwerk dem Feuer immer neue Nahrung bot – ein grausenhafter Anblick! Am folgenden Tage – einem Sonntag – abends gegen neun Uhr sahen wir auch die mir so liebe Annenkirche in Feuer stehen, welche zwar nicht vom Bombardement erreicht, sondern nebst der Schule und dem Pfarrhaus besonders angezündet worden war.

Der Besitz des Ministers Graf Heinrich Brühl (nach den Feststellungen des Gerichts)

Heinrich Graf von Brühl trat 1720 in den Dienst Augusts des Starken. 1733 wurde er Kammerpräsident und unter König August III. 1746 Premierminister. Im Siebenjährigen Krieg floh der Minister mit seinem König nach Warschau und starb bald nach der Rückkehr im Jahre 1763 in Dresden. Er galt zu seiner Zeit als reichster Mann in Sachsen. Graf Brühl hinterließ bei seinem Tode 1763 einen Gesamt-

besitz im Werte von 2 830 644 Talern, dem 1 539 346 Taler Schulden gegenüberstanden.

Zu seinem Wertbesitz gehörten

376 843 Taler 6 Groschen an Pretiosen, darunter 87 Ringe, 835 Tabatieren, 55 Etuis, 102 Taschenuhren, 75 Degen und Hirschfänger.

29 spanische Rohre, 30 Schreibtafeln, 67 Riechfläschchen.

62 007 Taler 12 Groschen Silberwerk.

27 214 Taler 20 Groschen Porzellan.

53 905 Taler 5 Groschen 9 Pfennig Garderobe, dabei 198 gestickte Kleider, 61 reiche, 40 seidene, 84 sammtene, 24 Trauer-, 23 ordinäre Kleider, 43 Schlafröcke, 30 Hüte, 47 Pelze, 17 Zobelmütze, kostbare Stoffe und Galalivrees.

21 445 Taler 10 Groschen Wäsche und Spitzen.

28 102 Taler 10 Groschen Möbel, Gardinen und Teppiche, Kaminschirme, Wandleuchten u. a.

4 596 Taler die Sattelkammer.

8 835 Taler die Wagenremise, darin 29 Kutschen und 2 Portechaisen.

13 936 Taler 2 Groschen die Gewehrkommer mit mehr als 600 Flinten und Büchsen.

105 329 Taler 2 Groschen die Bildergalerie.

Bibliothek mit 15 000 Bänden, Kupferstichsammlung mit 300 Kartons. Naturalienkabinett mit für beinahe 800 Taler Mineralien, Kunstwerke aus Glas, Porzellan und Wachs, Silber, Stahl und Schmelzwerk, Elfenbeinarbeiten für 1107 Taler 8 Groschen. 55 644 Taler die Kellerei.

Unendlich waren die Vorräte an Tee, Kakao und Schokolade; 870 1/2 Pfund guter und 396 Pfund Schnupftabak, 238 Flaschen wohlriechendes Wasser, viele musikalische Instrumente, Wand- und Konsoluhren.

Joh
In d
Goe
zige
in g
harc
den
rich
Nap
1790
Die
gedu
meir
gena
in w
herr
her,
die n
benu
zig in
wom
man
hier
ersch
nes F
äußer
zu m
Werk
Kupfe
nicht
ein, ja

**Friedliches Intermezzo:
Lobende
und prüfende Besucher,
Freunde,
»Zelebritäten«**

**Johann Wolfgang von Goethe
In der Galerie**

Goethe besuchte Dresden erstmals im Jahre 1768 als Leipziger Student, um »doch einmal bedeutende Kunstwerke in größerer Masse zu erblicken«. 1810 wurde er von Gerhard Kügelgen in Dresden porträtiert, und 1813 erlebte er den Einzug des Kaisers von Rußland und des Königs Friedrich Wilhelm III. von Preußen. Im gleichen Jahr traf er Napoleon vor dem Brühlschen Palais. Auch in den Jahren 1790 und 1794 hatte er Dresden Besuche abgestattet.

Die Stunde wo die Galerie eröffnet werden sollte, mit Ungeduld erwartet, erschien. Ich trat in dieses Heiligtum, und meine Verwunderung überstieg jeden Begriff, den ich mir gemacht hatte. Dieser in sich selbst wiederkehrende Saal, in welchem Pracht und Reinlichkeit bei der größten Stille herrschten, die blendenden Rahmen, alle der Zeit noch näher, in der sie verguldet wurden, der gebohrte Fußboden, die mehr von Schauenden betretenen als von Arbeitenden benutzten Räume gaben ein Gefühl von Feierlichkeit, einzig in seiner Art, das um so mehr der Empfindung ähnelte, womit man ein Gotteshaus betritt, als der Schmuck so manches Tempels, der Gegenstand so mancher Anbetung hier abermals, nur zu heiligen Kunstzwecken aufgestellt erschien. Ich ließ mir die cursorische Demonstration meines Führers gar wohl gefallen, nur erbat ich mir, in der äußeren Galerie bleiben zu dürfen. Hier fand ich mich zu meinem Behagen, wirklich zu Hause. Schon hatte ich Werke mehrerer Künstler gesehn, andere kannte ich durch Kupferstiche, andere dem Namen nach; ich verhehlte es nicht und floßte meinem Führer dadurch einiges Vertrauen ein, ja ihn ergötzte das Entzücken, das ich bei Stücken ä-

berte, wo der Pinsel über die Natur den Sieg davontrug: denn solche Dinge waren es vorzüglich, die mich an sich zogen, wo die Vergleichung mit der bekannten Natur den Wert der Kunst notwendig erhöhen mußte.

Als ich bei meinem Schuster wieder eintrat, um das Mittagmahl zu genießen, traute ich meinen Augen kaum: denn ich glaubte ein Bild von Ostade vor mir zu sehen, so vollkommen, daß man es nur auf die Galerie hätte hängen dürfen. Stellung der Gegenstände, Licht, Schatten, bräunlicher Teint des Ganzen, magische Haltung, alles, was man in jenen Bildern bewundert, sah ich hier in der Wirklichkeit. Es war das erste Mal, daß ich auf einen so hohen Grad die Gabe gewahr wurde, die ich nachher mit mehrerem Bewußtsein übte, die Natur nämlich mit den Augen dieses oder jenes Künstlers zu sehen, dessen Werken ich soeben eine besondere Aufmerksamkeit gewidmet hatte. Diese Fähigkeit hat mir viel Genuß gewährt, aber auch die Begierde vermehrt, der Ausübung eines Talents, das mir die Natur versagt zu haben schien, von Zeit zu Zeit eifrig nachzuhängen.

**Jean Paul
An seinen Freund Otto**

Jean Paul besuchte Dresden erstmals im Jahre 1798 als Leipziger Student und kam 1822 von Bayreuth aus nochmals in die Stadt.

16. Mai 1798

...Ich habe den Königstein und seine notanda und viveda gesehen und war erfreut aber nicht außer mir. Über die neuen Weltkugeln und Weltsonnen in der Bildergalerie sollst Du noch astronomische Ephemeriden haben.

Ich habe die Antiken gesehen, gleichsam die andere Hemisphäre der Abgüsse, die wir gestern wieder verklärt bei Fackelschein Nachts zehn Uhr besuchten – ferner das Naturalienkabinett – die fürstliche heilige Familie nebst dem plattgedrückten Hoftröß in der katholischen Kirche an der Himmelfahrtstagfeier, wo zugleich das Kind einer Prinzessin hineingetragen wurde, das die Trompeten taub bliesen gegen künftige Bitten. Ich habe dabei meine demokratischen Zähne geknirscht, am meisten über das gekrümmte Schranzen-Volk von Dresden, das nicht schön, nicht edel, nicht lesbegierig, nicht kunstgierig ist, sondern nur höflich.

**Henrik Steffens
An Caroline Schlegel**

Henrik Steffens, der 1773 in Stavanger geborene Philosoph und Naturforscher, kam 1799 nach Dresden, wo er vor allem mit Caspar David Friedrich, Philipp Otto Runge, Novalis, Ludwig Tieck und Friedrich Schelling zusammentraf.

Freiberg, 26. Juli 1799

...In der Italienischen Sammlung sah ich bloß die Madonna – bei Gott! Nichts als die Madonna... So wirkte noch nie ein Bild auf mich! Sie sahen mich an, sie sehen mich noch an, sie stehen dicht vor mir, die großen, hellen, blauen Augen, die eine Unendlichkeit abspiegeln. Alles, was ich je gefühlt und geahndet hatte, alle die unbestimmten Bilder, die eingehüllt in trüben Nebel meiner Seele vorschwebten, das ganze bunte Gewimmel meines inneren Lebens strahlte mir verherrlicht aus diesen Augen entgegen. Was ich fühlte, nenne ich Andacht, wahre religiöse Andacht, Anbetung, weil ich kein Wort sonst weiß...

Friedrich von Schiller
Bitschrift*

Dumm ist mein Kopf und schwer wie Blei.
Die Tobacksdose ledig,
Mein Magen leer – der Himmel sei
Dem Trauerspiele gnädig.

Ich kratze mit dem Federkiel
Auf den gewalkten Lumpen;
Wer kann Empfindung und Gefühl
Aus hohlem Herzen pumpen?

Feuer soll ich gießen aufs Papier
Mit angefrornem Finger? – –
O Phöbus, hassest du Geschmier,
So wärm auch deine Sänger.

Die Wäsche klatscht vor meiner Tür,
Es scharrt die Küchenzofe –
Und mich – mich ruft das Flügeltier
Nach Königs Philipps Hofe.

Ich steige mutig auf das Roß;
In wenigen Sekunden
Seh ich Madrid – am Königsschloß
Hab ich es angebunden.

Ich eile durch die Galerie
Und – siehe da! – belausche
Die junge Fürstin Eboli

16 In süßem Liebesrausche.

Jetzt sinkt sie an des Prinzen Brust
Mit wonnevollem Schauer,
In ihren Augen Götterlust,
Doch in den seinen Trauer.

Schon ruft das schöne Weib Triumph,
Schon hör ich – Tod und Hölle!
Was hör ich? – einen nassen Strumpf
Geworfen in die Welle.

Und weg ist Traum und Feerei –
Prinzessin, Gott befohlen!
Der Teufel soll die Dichterei
Beim Hemderwaschen holen.

*Schiller folgte 1785 einer Einladung Körners nach Dresden, wo sein Schaffen neue Impulse erhielt: »Lied an die Freude«, »Don Carlos« beendet, »Der Menschenfreund« angefangen, »Der Geisterseher«. Als »Dichter des Don Carlos« wurde Schiller, der sich bis 1787 bei seinen Freunden aufhielt, 1786 von Anton Graff porträtiert.

Als Körners einmal zu Tisch nach Pillnitz eingeladen waren, wollte Schiller sie nicht begleiten, sondern lieber an der Fortsetzung des Don Carlos arbeiten. Da im Wohnhaus gerade gebaut wurde, begab sich Schiller, um stiller arbeiten zu können, in das Häuschen des Winzers nebenan, in dem auch die Waschküche lag. Kaum hatte er sich in seine Arbeit vertieft, so wurde er durch das Schwatzen der Waschfrauen und das Klatschen der Wäsche gestört. Außerdem wurden Körners durch ein heftiges Gewitter an der Rückkehr gehindert. Als sie dann am nächsten Morgen heimkamen, überreichte Schiller Minna und Dorchon diese Bitschrift.

Heinrich von Kleist
An Wilhelmine von Zenge

Kleist hielt sich zwischen 1800 und 1809 mehrfach in Dresden im Kreise romantischer und patriotischer Gesinnungsfreunde auf. Mit Adam Müller gründete er hier 1808 die Zeitschrift »Phoebus«, in der der erste Abdruck der »Penthesilea« erschien (später Stücke aus dem »Zerbrochenen Krug«). 1809 brach er von Dresden zu den österreichischen Schlachtfeldern auf.

Dresden, d. 3. Septembr. 1800, früh 5 Uhr
...aber überhaupt steht der Sachse auf einem höheren Grad der Cultur als unsre Landsleute. Du solltest einmal hören, mit welcher Gewandtheit ein solches sächsisches Mädchen auf Fragen antwortet. Unsre (maulfaulen) Brandenburgerinnen würden Stunden brauchen, um abzuthun, was hier in Minuten abgethan wird...

Leipzig, d. 21. Mai 1801
...Ich zweifle, daß ich auf meiner ganzen bevorstehenden Reise, selbst Paris nicht ausgenommen, eine Stadt finden werde, in welcher die Zerstreung so leicht und angenehm ist, als Dresden. Nichts war so fähig mich so ganz ohne alle Erinnerung wegzuführen von dem traurigen Felde der Wissenschaft, als diese in diese Stadt gehäuften Werke der Kunst. Die Bildergalerie, die Gipsabgüsse, das Antikenabinet, die Kupferstichsammlung, die Kirchen-Musik in der katholischen Kirche, das alles waren Gegenstände, bei deren Genuß man den Verstand nicht braucht, die nur allein auf Sinn und Herz wirken. Mir war so wohl bei diesem ersten Eintritt in diese für mich ganz neue Welt von Schönheit. Täglich habe ich die griechischen Ideale und die ita-

Henri
in di
diese
dem
und
sen e
Nirg
gerül
hebe
Herz
tesdi
de, a
dem
ganz
Hau
brun
unbe
fen u
und
von v
Dreß
umkr
ob si
lagen
wend
sen.
fast
dem
ihm
sich
Thal,

lienischen Meisterstücke besucht, und jedesmal, wenn ich in die Galerie trat, stundenlang vor dem einzigen Raphael dieser Sammlung, vor jener Mutter Gottes gestanden, mit dem hohen Ernste, mit der stillen Größe, ach Wilhelmine, und mit Umrissen, die mich zugleich an zwei geliebte Wesen erinnerten...

Nirgends fand ich mich aber tiefer in meinem Innersten gerührt, als in der katholischen Kirche, wo die größte, erhebendste Musik noch zu den andern Künsten tritt, das Herz gewaltsam zu bewegen. Ach, Wilhelmine, unser Gottesdienst ist keiner. Er spricht nur zu dem kalten Verstande, aber zu allen Sinnen ein katholisches Fest. Mitten vor dem Altar, an seinen untersten Stufen, kniete jedesmal, ganz isoliert von den andern, ein gemeiner Mensch, das Haupt auf die höheren Stufen gebückt, betend mit Inbrunst. Ihn quälte kein Zweifel, er glaubt. Ich hatte eine unbeschreibliche Sehnsucht, mich neben ihn niederzuwerfen und zu weinen. Ach, nur einen Tropfen Vergessenheit, und mit Wollust würde ich katholisch werden. Doch davon wollte ich ja eben schweigen. –

Dresden hat eine große, feierliche Lage, in der Mitte der umkränzenden Elbhöhen, die in einiger Entfernung, als ob sie aus Ehrfurcht nicht näher zu treten wagten, es umlagern. Der Strom verläßt plötzlich sein rechtes Ufer, und wendet sich schnell nach Dresden, seinen Liebling zu küssen. Von der Höhe des Zwingers kann man seinen Lauf fast bis nach Meißen verfolgen. Er wendet sich bald zu dem rechten, bald zu dem linken Ufer, als würde die Wahl ihm schwer, und wankt, wie vor Entzücken, und schlängelt sich spielend in tausend Umwegen durch das freundliche Thal, als wollte er nicht in das Meer...

Ludwig Theobul Kosegarten Lady Hamilton und Nelson in Dresden

Der Schriftsteller und politische Publizist Kosegarten lebte von 1758–1818. Er war Professor für Geschichte und Theologie an der Universität Greifswald und veröffentlichte u. a. einen empfindsamen Reisebericht unter dem Titel »Meine Freuden in Sachsen«. Besonders beeindruckt hatte ihn auf seiner Sachsenreise der Aufenthalt in Dresden im Jahre 1801.

Heute, wie in der Regel jeden Tag, war ich des Morgens auf der Galerie. Wie wenig sah ich aber heute von den schönen Madonnen und Göttinnen, denn eine lebende Göttin fesselte alle Blicke, die ich nur aufbringen konnte. Es erschien nämlich die berühmte Lady Hamilton in Gesellschaft des Admirals Nelson und des Lord Hamilton. Sie ist die bekannte Frau, welche die Attituden der Antiken auf das wahrste nachzuahmen versteht und dies meistens vermittels der Haltung eines Schleiers. Einige Zeichnungen hatte ich längst von diesen Attituden gesehen... Die Muse des Tanzes muß eine ihrer Hauptstellungen ausmachen. Da ich sie fast drei Stunden sah und beständig in ihrem Kreise mich aufhielt, hatte ich allerdings Zeit, sie zu betrachten. Sie ist groß, zu stark – vielleicht eine Folge der Jahrdreißigen, in welchen sie steht, hat aber ein überaus schönes Profil... Mir ist es begreiflich, daß sie vor sechzehn Jahren die Gebieterin jedes Mannes in der Welt werden konnte. Man drängte sich um sie her. Damen von allen Ständen schlossen einen Zirkel um diese merkwürdige Frau, und wer in irgend einer Hinsicht nur an sie kommen konnte, nur ein Wort von ihr sich sagen zu lassen, schien äußerst beglückt. Sie sprach zu jedem mit vie-

ler Artigkeit und Feinheit. Französisch, englisch und italienisch redete sie gleich fertig und schön. Ihre Stimme gehörte zu den sonorsten, welche ich je aus weiblichem Munde vernahm. Viel Stoff zu Bemerkungen gaben mir einige junge Weiber, die zuerst nur in der Ferne standen und allerlei aufsuchten, um sie nicht schön zu finden. Es glückte ihnen nicht. Auch sie wurden überwunden und standen dann in ihren Strahlen, als würden sie erwärmt und begeistert. Ein junger Mann, den sie wahrscheinlich lange kannte und der nicht besonders merkwürdig schien, hatte das Glück, viel von ihr zu hören. Man flüsterte sich zu: wer ist der? wer ist der? und Frauen und Männer sahen mit neidischen Augen auf ihn. So treibt Eigenliebe aus dem Inneren hervor und wirft öfters auf Blüten den verderblichen Mehltau.

Die Hamilton wunderte sich über die ansehnlichen Soldaten, welche in kurfürstlichen Diensten stehen. Sie zogen gerade die Wachtparade, welches auf dem Platz geschieht, wo das Gebäude der Bildergalerie steht. Sie guckte aus dem Fenster und rief mit Lebhaftigkeit aus: what troup, I have never seen such troup, come M. Hamilton look here – er erwiderte: er hätte Truppen genug in seinem Leben gesehen. – But not such troup, I assure you, very fine troup. – Sie war begeistert. In ihren Augen glühte ein Feuer, welches wohl verriet, daß ihm wenig entginge.

Aber ich vergesse ganz, den berühmten, glorreichen Sieger Nelson zu beschreiben. Sonderbar genug – das ist ein verzeihlicher Fehler eines Mannes, im Angesicht der Schönheit mehr der Venus als dem Mars zu dienen. Nelson ist eine der kleinlichsten, winzigsten Figuren, welche ich in meinem Leben sah. Mit siebenzig Pfund ist er gewogen. 17

Ein armseliges Knochensystem und dürreres Gebäude kam mir bis jetzt nicht vor. Seine kühne Nase, das feste Auge und das Gehaltene im ganzen Gesicht verrät einigermaßen den großen Sieger. Er spricht wenig und nur englisch, lächelt fast nie und schien mir nichts mehr auffallend finden zu können. Ich zweifle nicht an seinem hohen Geiste, aber man kann nicht ohne Verwundern den schwächtigen Körper ansehen, wiewohl dieser ohne unmittelbaren Zusammenhang mit einer großen Seele gar wohl stehen kann und bei manchem auch schon gestanden hat. Doch fühlt man das Bedürfnis, das Erhabene auch in den äußeren Formen dargestellt zu sehen. Das findet man bei Nelsons Körperbau nicht. Er war fast von Sternen und Orden bedeckt. Da der rechte Arm ihm fehlte, so war der Ärmel des Kleides an der Brust festgesteckt. Gewöhnlich trug Lady Hamilton seinen Hut...

Die Uhr schlug zwölf, und man schloß die Galerie. Die Königin der Schönheit verließ Paphos und Cnidus, und alles zerrann in das ewige Einerlei, wie durch den Niedergang der Sonne mystisches Dunkel auf dem Erdball ruht. Durch ganz Dresden erscholl es: Nelson, Lady Hamilton wären da. Das Gasthaus Polonois war von Gaffenden umgeben, und ich schwelgte in den Genüssen der Formen, welche Wirklichkeit und Kunst mir gewährten.

Wilhelm von Kügelgen Fürst Putjatin

Kügelgen, in Petersburg geboren, kam bereits in frühester Kindheit nach Dresden, wo sein Vater Gerhard K. 1805 Professor an der Königlichen Kunstakademie wurde. Auch er besuchte später die Kunstakademie in Dresden und wur-

de 1833 Hofmaler in Ballenstedt. Seine Dresdner Erinnerungen hat er in den »Lebenserinnerungen eines alten Mannes« festgehalten.

...Meine Dresdener Zeitgenossen werden sich erinnern, daß ihnen je zuweilen bei Regenwetter ein wandelndes Schilderhaus oder ein Pavillon von schwarzem Taffet begegnet ist. Das war der Fürst. Sich bei Exponierung des ganzen übrigen Körpers nur allein den Kopf zu schützen, hielt er nicht für zuträglich und erfand daher diese Veranstaltung, welche mit kleinen Glasfenstern versehen, die ganze Gestalt bis an die Knöchel bedeckte.

Bei schönem Wetter war etwas mehr zu sehen. Der Fürst trug alsdann eine zweckmäßige, sehr großschirmige Mütze, blaue Brillen, das breite schwarze Halstuch übers Kinn gezogen, und einen langen, bis an die Füße reichenden, fest zugeknöpften Überrock. Rechts von der Brust herab hing an einem silbernen Haken das ansehnliche Paket jenes kompendiösen Schirmes, links aber eine elegante Hundepetische und eine große Flöte oder Schalmei. Vor ihm her bewegten sich ein paar Möpfe, welche taub zu sein schienen, denn sie kehrten sich ebensowenig an die starken Signale, die der Fürst ihnen von Zeit zu Zeit auf seiner Schalmei gab, als er sich an ihren Ungehorsam. Er begnügte sich, ihnen seinen Willen kundzutun, es ihnen überlassend, ob sie sich fügen wollten oder nicht. Ohne seine Hunde aber sah man ihn nie. Er liebte und bewunderte sie wie ihr ganzes Geschlecht und pflegte zu behaupten, die Hunde seien die eigentlichen Menschen, die Menschen eigentlich Hunde.

Übrigens war es nur wenigen bekannt, daß man unter dem langen Überrock des Fürsten vergebens nach Bein-

kleidern gesucht haben würde. Putjatin nannte besagtes Kleidungsstück die unlautere Ursache vielfacher Unlust. Es wäre ihm nicht unwahrscheinlich, daß sowohl Römer, als auch Bergschotten ihre bekannte Mannhaftigkeit nur der Sansculotterie zu danken hätten und Rücksichten, die man sich selber schulde, seien Grund, sie abzulegen.

Auch ging Sr. Durchlaucht hierin allen mit gutem Beispiel vor, indem er sich begnügte, beide Beine von oben bis unten gleich Wickelkindern mit Leinwandstreifen zu umwinden. Diese Art von Toilette, die er sich herbeiließ eines Abends bei Schönbergs vorzuweisen, glich einem geschienten Knochenbruche und flößte uns Kindern Entsetzen ein. Überhaupt hatte der Fürst so seine Sanitätsmaximen. Z. B. genoß er niemals Brot in primärem Zustande, wie es der Bäcker liefert, sondern nur geröstet, in welcher Form er es auch in fremde Häuser mit sich führte, sogar an den Hof. Er hatte nämlich ermittelt, daß im rohen Brote, wie er es nannte, wenn auch nicht chemisch nachzuweisen, doch ein verzweifelt scharfer Giftstoff stecke, welcher die Not der Skrofeln erzeuge und nur durch Rösten zu paralyisieren sei. Auch hörte man ihn dartun, der offenbare Grund sehr vieler Übel sei der, daß man die Haut unausgesetzt durch Kleidung oder Betten den Einwirkungen der Luft entzöge. Nun sei es leider nicht tunlich, durchgehends nackt zu gehen wie die Kaffern, doch wolle er Herrn Schönberg hiermit allen Ernstes tägliche Luftbäder angeraten haben. Daß Sr. Durchlaucht diese selbst brauche, war sehr bekannt. In seinem Empfangszimmer hatte er sich ein Entresol oder Zwischendeck erbaut, auf welchem er unsichtbar für die Besucher, die er im unteren Raume annahm, sich mit ihnen bestens unterhaltend, in puris naturalibus um-

herzuwandeln pflegte. Auf diese Weise glaubte er, die verlorene Zeit der Visiten am zweckmäßigsten auszunutzen. Man mag aus alledem entnehmen, daß es dem Fürsten nicht an Ideen fehlte; er triefte vielmehr von Erfindung. Wenn er zur Winterszeit nach Hofe fuhr, so sah man Dampf aus seinem Wagen gehen, weil er ihn heizbar gemacht hatte. Bei schönem Sommerwetter dagegen zeigte er sich in zurückgeschlagener Kalesche – wie weiland König Richard III. zwischen den beiden Bischöfen – zwischen zwei ansehnlichen Blasbälgen, welche durch die Bewegung der Wagenräder in Tätigkeit gesetzt, ihm Kühlung spendeten, und zwar so energisch, daß er sich genötigt sah, den Hut zu halten. Für seine zweckmäßigste Erfindung aber hielt er eine gewisse Zuckersägemaschine, welche er eines Abends im Schönbergschen Hause arbeiten ließ.

Wir Kinder wurden gerufen und staunten die neue Maschine bescheiden an. Auf dem Tische stand ein kleiner Sägebock von poliertem Buchsbaum, zusammengesetzt aus einer niedrigeren und einer höheren Gabel, auf denen der Zuckerhut wagrecht zu liegen kam, den zwei Livreebediente mittels einer gewöhnlichen Säge in zollstarke Scheiben zerteilten. Es war ihnen jedoch keineswegs gestattet, schlechtweg zu sägen, wie man Holz sägt, sondern es mußte dies in einem vorgeschriebenen Takt geschehen, den ich nicht anders zu bezeichnen wußte, als mit drei Viertelnoten und einer Viertelpause. Davon hing alles ab, sagte der Fürst. Endlich wurden die abgeteilten Scheiben nach demselben Takte mit Messer und Hammer in gleichmäßige Würfel zerschlagen.

Worin der Vorteil dieser Maschine läge? flüsterte mir August zu. Ich wußte es aber nicht.

Philipp Otto Runge

Runge kam nach seinem Kunststudium an der Kopenhagener Akademie 1801 zur Weiterbildung nach Dresden und befreundete sich hier mit Ludwig Tieck.

An Böhndel

Den 7. April 1802

... Ich habe hier schon viele Menschen kennengelernt, die mir innerlich mehr oder weniger verwandt sind und denen ich denn mehr oder weniger vertraue und sie schätze, jedoch noch keinen, mit dem das Beste in mir so in eins zusammengestimmt hätte, wie mit Tieck. Es geht in der Freundschaft eben wie in der Liebe, diese erste Schüchternheit und doch das gewisse Bewußtsein, daß man auch den einsilbigen Laut des andern versteht. – Ich weiß, durch andre, daß er mich sehr lieb hat, und doch ist's, wenn wir zusammen sind, ordentlich als schämten wir uns, es einander zu sagen. Sein Umgang und meine Liebe haben mich in dem Geist der Kunst sehr gefördert und sicher das Richtige wählen lassen...

An seinen Vater

Den 10. Mai 1802

... Ich besuche jetzt die Galerie fleißig. Als ich diesen Frühling zuerst hinaufging, war ich gerade allein da, das herrliche Bild von Rafael ergriff mich so, daß ich nicht wußte, wo ich war. Lieber Vater, ich möchte nur, daß Sie das Bild einmal sehen. Bei diesem Bilde begreift man erst, daß ein Maler auch ein Musiker und ein Redner ist; man hat eine höhere Andacht, wie in der Kirche. Der tiefe unergründliche Ernst und die ewige Liebe, die in dieser Mutter Got-

tes liegen, das dringt einem bis in die innerste Seele. – Ich mache mir auf der Galerie so Reflexionen, die ich dann zu Hause anwende und überdenke, und ich finde, daß mir das viel weiter hilft, als alles Kopieren, wovon mir auch ein jeder abrät...

Den 21. September 1802

Es ist hier seit dem 10. großes Spektakel, indem die ganze sächsische Armee, die aus 30000 Mann besteht, hier bei Dresden ein Lager hält und ihre Manöver macht. Ich bin inzwischen nicht anders hinausgekommen als Freitag, wo ich als bestellter Schützer und Ritter mit drei jungen Mädchen hinausfuhr; habe denn auch die eine recht handfest beschützen müssen, als wir durch die Zelte hingingen, wo ein Major seinen Leuten einen Ball gab; der letzte Soldat, der kein Mädchen hatte, griff mir nichts dir nichts eine meiner Prinzessinnen an und wollte sie fortschleppen, da erhob ich mich in meiner männlichen Stärke und streckte den Kerl sozusagen zu Boden; sonst passierte eben nichts von Lebensgefahr, hingegen sind vorgestern, wo das Hauptmanöver war, die Hasen sehr geängstigt worden, so daß sie beständig en carrière durch die Glieder setzten und mancher derselben sein Heldenleben hat einbüßen müssen. – Ich habe schon mehrere Male einen Ritter wie oben abgeben müssen, so daß ich ordentlich Routine kriege...

Adrian Ludwig Richter Apotheker Reichel

Richter, der als Zehnjähriger die Schlacht bei Dresden im Jahre 1813 miterlebte, veröffentlichte mit seinem Vater »30 malerische An- und Aussichten von Dresden«. 1835 wurde er an die Akademie der Künste berufen und später 19

– ebenso wie sein Vater – dort zum Professor ernannt. In Dresden fand er auch den Weg zur Buchillustration durch die Verbindung mit dem Verleger G. Wigand.

Eines originellen älteren Mannes muß ich hier noch gedenken, welcher, mit uns allen vertraut, von Zeit zu Zeit erschien und großer Kunstfreund war, zwar durchaus weder sammelnder noch kaufender und ebensowenig kritischer und gelehrter, aber eifrig produktiver. Er hieß Reichel, auch Reichöl genannt, war seines Zeichens Apotheker, hatte es aber vorgezogen, diesen Beruf aufzugeben und eine Leihbibliothek in Neustadt zu etablieren, welche er im Sommer von einem Verwandten besorgen ließ, und dadurch Zeit gewann, seiner Lieblingsneigung zu folgen und nach der Natur Landschaft zu zeichnen. Fast alltäglich sah man ihn, einen alten Buchdeckel mit ordinären Papierstücken versehen und mit einem Bindfaden zugeschnürt, nach dem Wald laufen. Vom Linkeschen Bade aus ging er den Prießnitzbach hinauf, von dem dichten Kiefernwald beschattet, bis zu dem Wasserfall, welcher sich über Granitmassen herabstürzt. Dieses einsame Territorium war sein Lieblingsaufenthalt, und unermüdlich zeichnete er nicht ohne ein gewisses Naturgefühl auch die uninteressantesten Partien – ihm war aber dort alles interessant –, und fühlte sich dabei überaus glücklich. Daß seine matten Bleistiftzeichnungen weder genau noch besonders sauber und ganz ohne Wirkung waren, darüber hat er sich gewiß niemals geärgert; er war vollkommen glücklich und fühlte sich höchst behaglich bei dieser Beschäftigung ohne Anstrengung. Er verfiel durch seine naturwissenschaftlichen Kenntnisse auf den Gedanken, neue Lebensmittel zu entdecken. Als er Gras und Kräuter mancherlei Art durchpro-

biert hatte, kam er auf das Tierreich und erkor sich die Regenwürmer zu einem Versuch, zumal er hier die Chinesen bereits zum Vorbild hatte. In einen Teig von Mehl und Butter gehüllt, soll dieses Gericht »nicht ganz übel« geschmeckt haben.

Weniger glücklich jedoch war er mit der Bereitung der gewöhnlichen Gartenschnecke. Hier ereilte ihn die Nemesis, und die grausamen naturwissenschaftlichen Experimente zum Besten der hungernden Menschheit wurden bestraft, »denn diese Tiere«, erzählte er langsam und komisch schmunzelnd, »gaben eine so staunenswerte Masse schleimiger Fäden von sich, als sie gesotten wurden, daß die Küche und alle Töpfe, Tiegel und Teller damit behangen wurden. Meine gute Frau kam leider dazu und erschrak heftig. Ich wurde aber nun zur Küche gewaltsam hinausgeschoben, und der fernere Eintritt mir untersagt«, fügte er mit vergnügtem Gesicht hinzu.

Gotthilf Heinrich von Schubert Über Caspar David Friedrich

Schubert, der 1780 in Hohenstein im Erzgebirge geborene Naturforscher und Philosoph, verbrachte die Jahre 1807 und 1808 in Dresden, wo er mit zahlreichen bekannten Romantikern zusammentraf.

Ich hatte indeß sehr bald vertraute Bekanntschaft und Freundschaft geschlossen mit einem Manne, bei dem man von dem Toben der äußeren, politischen Stürme am öftesten etwas hören konnte. Das war kein Kriegsmann oder berühmter Diplomat, sondern der edle Pommer Casp. Dav. Friedrich, der zu seiner Zeit und in dem Kreise, der ihn erkannte, hochgeachtete Landschaftsmaler. Ich muß hier

von diesem höchst originellen Menschen von allen meinen Dresdner Bekannten zuerst reden, denn er gehört mir zu den liebsten Erinnerungen an die inneren wie äußeren Aufregungen aus jener Zeit einer gewaltsamen Wiedererweckung der lange schlummernden deutschen Kraft.

Friedrich wohnte draußen an der Pirnaschen Vorstadt in einem nahe bei der Elbe gelegenen Hause, welches, wie die meisten Häuser in der Nachbarschaft, Leuten von geringem Vermögen zugehörte...

Ich konnte vorerst nicht satt werden, mir den merkwürdigen Mann zu betrachten. Denn ein solches Angesicht wie das seinige hatte ich damals und habe wohl auch seitdem selten oder nie an einem anderen Menschen gesehen. Es war keineswegs das, was man schön nennt, ziemlich bleich und mager, aber jeder Muskel desselben, auch wenn er sich nicht bewegte, stellte einen kräftigen Charakterzug dar, welcher durch die sich immer gleich bleibende Stimmung des Gemüthes zu einem feststehenden Gepräge geworden war. Der schwermütige Ernst, der sich in den Zügen der Stirne kundgab, wurde schon durch den kindlich treuherzigen Blick der blauen Augen gemildert; über dem Munde schwebte ein leichter Zug des Scherzes. In der Tat ein seltsames Zweigespann der Gemüthsstimmungen, zum tiefsten Ernste wie zum heitersten Scherze, dergleichen sich nicht selten bei den ausgezeichnetsten Melancholikern wie Komikern beisammen findet. Denn, daß Friedrich im höchsten Grade von melancholischem Temperamente sei, das wußten Alle, die ihn und seine Geschichte, sowie den Grundton aller seiner künstlerischen Arbeiten kannten...

Im Schatten Napoleons - »Rembrandt und Höllenbreughel«

E. T. A. Hoffmann

Die Unglücksfälle des Studenten Anselmus

Hoffmann war von 1813 bis 1815 als Musikdirektor in Secondas Schauspieltruppe abwechselnd in Leipzig und Dresden tätig. Dresdner Erinnerungen griff er vor allem im »Goldenen Topf« wieder auf.

Am Himmelfahrtstage nachmittags um drei Uhr rannte ein junger Mensch in Dresden durchs Schwarze Tor und geradezu in einen Korb mit Äpfeln und Kuchen hinein, die ein altes häßliches Weib feilbot, so daß alles, was der Quetschung glücklich entgangen, hinausgeschleudert wurde, und die Straßenjungen sich lustig in die Beute teilten, die ihnen der hastige Herr zugeworfen. Auf das Zetergeschrei, das die Alte erhob, verließen die Gevatterinnen ihre Kuchen- und Brantweintische, umringten den jungen Menschen und schimpften mit pöbelhaftem Ungestüm auf ihn hinein, so daß er, vor Ärger und Scham verstummend, nur seinen kleinen, nicht eben besonders gefüllten Geldbeutel hinhielt, den die Alte begierig ergriff und schnell einsteckte. Nun öffnete sich der festgeschlossene Kreis, aber indem der junge Mensch hinausschoß, rief ihm die Alte nach: »Ja renne – renne nur zu, Satanskind – ins Kristall bald dein Fall – ins Kristall!« – Die gellende, krächzende Stimme des Weibes hatte etwas Entsetzliches, so daß die Spaziergänger verwundert stillstanden, und das Lachen, das sich erst verbreitet, mit einemmal verstummte...

Als der Student schon beinahe das Ende der Allee erreicht, die nach dem Linkeschen Bade führt, wollte ihm beinahe die nach dem Linkeschen Bade führt, wollte ihm beinahe der Atem ausgehen. Er war genötigt, langsamer zu wandeln, aber kaum wagte er den Blick in die Höhe zu richten,

denn noch immer sah er die Äpfel und Kuchen um sich tanzen, und jeder freundliche Blick dieses oder jenes Mädchens war ihm nur ein Reflex des schadenfrohen Gelächters am Schwarzen Tor. So war er bis an den Eingang des Linkeschen Bades gekommen, eine Reihe festlich gekleideter Menschen nach der andern zog herein. Musik von Blasinstrumenten ertönte von innen, und immer lauter und lauter wurde das Gewühl der lustigen Gäste. Die Tränen wären dem armen Studenten Anselmus beinahe in die Augen getreten, denn auch er hatte, da der Himmelfahrtstag immer ein besonderes Familienfest für ihn gewesen, an der Glückseligkeit des Linkeschen Paradieses teilnehmen, ja er hatte es bis zu einer halben Portion Kaffee mit Rum und einer Bouteille Doppelbier treiben wollen, und um so recht schlampampen zu können, mehr Geld eingesteckt, als eigentlich erlaubt und tunlich war. Und nun hatte ihn der fatale Tritt in den Apfelkorb um alles gebracht, was er bei sich getragen. An Kaffee, an Doppelbier, an Musik, an den Anblick der geputzten Mädchen – kurz, an alle geträumten Genüsse war nicht zu denken; er schlich langsam vorbei und schlug endlich den Weg an der Elbe ein, der gerade einsam war. Unter einem Holunderbaume, der aus der Mauer hervorgesprossen, fand er ein freundliches Rasenplätzchen; da setzte er sich hin und stopfte eine Pfeife von dem Sanitätsknaster, den ihm sein Freund, der Konrektor Paulmann, geschenkt.

Dicht vor ihm plätscherten und rauschten die goldgelben Wellen des schönen Elbstroms, hinter demselben streckte das herrliche Dresden kühn und stolz seine lichten Türme empor in den duftigen Himmelsgrund, der sich hinabsenkte auf die blumigen Wiesen und frisch grünenden

Wälder, und aus tiefer Dämmerung gaben die zackigen Gebirge Kunde vom fernen Böhmerlande. Aber finster vor sich hinblickend, blies der Student Anselmus die Dampfwolken in die Luft...

Christian Gottfried Körner An seinen Sohn Theodor

Körner, der Oberkonsistorialrat und Freund Schillers, der Vater des Dichters Karl Theodor K., lebte von 1785–1815 in Dresden.

Dresden, am 1. May 1809

Du wirst nun selbst schon, lieber Sohn, die genaueren Umstände von dem französischen Siege gehört haben... Gestern wurde auf Befehl des Königs, welchen der Rath in allen Häusern bekannt machte, die Stadt illuminiert. Heute erwartet man eine Verstärkung der Garnison... Der jetzige Zeitpunkt fordert viel Besonnenheit und Wachsamkeit über sich selbst. Der rechtliche Mann wird nichts erheucheln, wogegen sein inneres Gefühl sich sträubt; er wird auch freymüthig zu reden wissen, wo es die Pflicht von ihm fordert. Aber in solchen Momenten, wo sich die Folgen irgend einer unbehutsamen Äußerung nicht übersehen lassen, wird er alles vermeiden, worüber er sich dereinst Vorwürfe machen könnte...

Dresden, am 28. August 1811

... Tieck hat uns gestern den ersten Theil von Heinrich IV. vorgelesen. Es ist ein schöner Genuß, ihn zu hören, bey dem ich Dich gegenwärtig gewünscht hätte. Den Falstaff liebt er mit prächtigem Humor, und dabey die ersten Scenen mit großer Kraft und Würde. Die Personen weiß er, 21

ohne sie zu nennen, durch Veränderungen der Stimme anzudeuten, und hat auch für die feineren Abstufungen, als zwischen Percy, Douglas, Glandower eine Mannichfaltigkeit von Tönen. Ohne sich aufzusparen, ließt er von Anfange an durchaus mit gleichem Feuer. Kurz wir haben noch nichts ähnliches gehört, und Adam Müller ist gegen ihn kalt und eintönig. – Tieck hat neuerlich unter dem Titel: Altenglisches Theater einige Stücke herausgegeben, die er für Shakespears Werke hält, ungeachtet die Engländer zeither daran gezweifelt haben. Das erste, König Johann, ist von großem Werthe, und man begreift nicht, wer es gemacht haben soll, wenn es nicht von Shakespear ist. Tieck hält es für ein weit früheres Produkt als den König Johann, den wir kennen, aber beyde für ächt. Ueber Shakespears Leben in Beziehung auf seine Werke hat Tieck merkwürdige noch unbekannte Aufschlüsse gefunden, wovon wir das Resultat nächstens zu erwarten haben. Es giebt auch einen frühern Lear, der auch ächt seyn soll, aber von dem bekannten ganz abweicht. Hartmann hat sich im Landschaftsfache versucht, da er auf den Einfall gekommen ist, Göthens Erlkönig zu mahlen. Die Figuren sind wie sich von ihm erwarten ließ, aber auch die Landschaft gewiß nicht ohne Verdienst, besonders die Formen der Felsen und Ton des Ganzen recht sehr gelungen, wie mir scheint...

E. T. A. Hoffmann

Rembrandt und Höllenbreughel

22 Ich wollte, daß du, günstiger Leser, am dreiundzwanzigsten September auf der Reise nach Dresden begriffen gewesen wärest; vergebens suchte man, als der späte Abend

hereinbrach, dich auf der letzten Station aufzuhalten, der freundliche Wirt stellte dir vor, es stürme und regne doch gar zu sehr und überhaupt sei es auch nicht geheuer, in der Äquinoktialnacht so ins Dunkle hineinzufahren, aber du achtetest dessen nicht, indem du ganz richtig annahmst: Ich zahle dem Postillion einen ganzen Taler Trinkgeld und bin spätestens um ein Uhr in Dresden, wo mich im Goldenen Engel oder im Helm oder in der Stadt Naumburg ein gut zugerichtetes Abendessen und ein weiches Bett erwartet. Wie du nun so in der Finsternis daherfährst, siehst du plötzlich in der Ferne ein ganz seltsames flackerndes Leuchten. Näher gekommen, erblickst du einen Feuerreif, in dessen Mitte bei einem Kessel, aus dem dicker Qualm und blitzende rote Strahlen und Funken emporschießen, zwei Gestalten sitzen. Gerade durch das Feuer geht der Weg, aber die Pferde prusten und stampfen und bäumen sich – der Postillion flucht und betet – und peitscht auf die Pferde hinein – sie gehen nicht von der Stelle. – Unwillkürlich springst du aus dem Wagen und rennst einige Schritte vorwärts. Nun siehst du deutlich das schlank holde Mädchen, das im weißen dünnen Nachtwand bei dem Kessel kniet. Der Sturm hat die Flechten aufgelöst, und das lange kastanienbraune Haar flattert frei in den Lüften. Ganz im blendenden Feuer der unter dem Dreifuß emporflackernden Flammen steht das engelsschöne Gesicht, aber in dem Entsetzen, das seinen Eisstrom darüber goß, ist es erstarrt zur Totenbleiche, und in dem stieren Blick, in den hinaufgezogenen Augenbrauen, in dem Munde, der sich vergebens dem Schrei der Todesangst öffnet, welcher sich nicht entwinden kann der von namenloser Folter gepreßten Brust, siehst du ihr Grausen, ihr

Entsetzen; die kleinen Händchen hält sie krampfhaft zusammengefaltet in die Höhe, als rief sie betend die Schutzengel herbei, sie zu schirmen vor den Ungetümen der Hölle, die, dem mächtigen Zauber gehorchend, nun gleich erscheinen werden. – So kniet sie da, unbeweglich wie ein Marmorbild. Ihr gegenüber sitzt, auf dem Boden niedergekauert, ein langes, hageres, kupfergelbes Weib mit spitzer Habichtsnase und funkelnden Katzenaugen; aus dem schwarzen Mantel, den sie umgeworfen, starren die nackten knöchernen Arme hervor, und rührend in dem Höllensud, lacht und ruft sie mit krächzender Stimme durch den brausenden, tosenden Sturm. – Ich glaube wohl, daß dir, günstiger Leser, kenntest du auch sonst keine Furcht und Scheu, sich doch bei dem Anblick dieses Rembrandtschen oder Höllenbreughelschen Gemäldes, das nun ins Leben getreten, vor Grausen die Haare auf dem Kopfe gestäubt hätten. Aber dein Blick konnte nicht loskommen von dem im höllischen Treiben befangenen Mädchen, und der elektrische Schlag, der durch alle deine Fibern und Nerven zitterte, entzündete mit der Schnelligkeit des Blitzes in dir den mutigen Gedanken, Trotz zu bieten den geheimnisvollen Mächten des Feuerkreises; in ihm ging dein Grausen unter, ja der Gedanke selbst keimte auf in diesem Grausen und Entsetzen als dessen Erzeugnis. Es war dir, als seist du selbst der Schutzengel einer, zu denen das zum Tode geängstete Mädchen flehte, ja als müßtest du nur gleich dein Taschenpistol hervorziehen und die Alte ohneweiteres totschießen. Aber indem du das lebhaft dachtest, schriest du laut auf: »Heda!« oder: »Was gibt es dorten!« oder: »Was treibt ihr da!« Der Postillion stieß schmetternd in sein Horn, die Alte kugelte um in ihren

Sud hinein, und alles war mit einem Mal verschwunden in dickem Qualm. – Ob du das Mädchen, das du nun mit recht innigem Verlangen in der Finsternis suchtest, gefunden hättest, mag ich nicht behaupten, aber den Spuk des alten Weibes hattest du zerstört und den Bann des magischen Kreises, in den sich Veronike leichtsinnig begeben, gelöst.

Wilhelm von Kugelgen Napoleon

Zu Anfang Mai (1812) erschien Napoleon selbst und empfing, von zahlreichen anderen Vasallenfürsten umgeben, auch die Besuche seiner hohen Verbündeten, des Kaisers Franz und Königs Friedrich Wilhelm. Letzterem begegnete ich bei Gelegenheit eines Spazierganges auf der Brühlischen Terrasse und schloß ihn gleich ins Herz, weil er so würdig aussah und so traurig und Senff mir sagte, er sei ein guter königlicher Herr.

Es gab überhaupt damals recht viel zu sehen in Dresden. Die Anwesenheit so vieler Kriegsheere erfüllte die Stadt mit kriegerischem Pomp, Glocken und Kanonen spielten zum Empfang der Fürsten auf, großartige Paraden und Manöver unterhielten sie, und bei Nacht erstrahlte die Stadt im Zauberglanze tausendfältiger Lampen. Ich weiß es nicht, ob es bei dieser oder einer anderen napoleonischen Gelegenheit war, daß sich ein von bunten Papierlaternen komponierter breiter Regenbogen in allen Farben des Lichtes vom Elbspiegel aus hoch über die Brücke spannte – das Reizendste, was man von nächtlichen Lichteffekten sehen konnte. Auch Feuerwerk durchprasselte die Luft, Tempel und Namenszüge flammten in Brillantfeuer, und jeden-

falls mochte man klug tun, im voraus zu triumphieren, da sich nachher keine Veranlassung mehr dazu finden wollte.

»Morgenblatt für gebildete Stände« Die Sprengung der Augustusbrücke

So brach der 19. März an – der Sterbetag der herrlichen Brücke. Rein stieg die Sonne über der Dresdner Heide, welche die russischen Legionen verhüllte – heiter war's in der ganzen Natur – düster im Herzen ihrer Kinder am Gestade der Elbe.

Dem Sorgenlager – denn das war damals wohl das Bette jedes Patrioten – dem Sorgenlager kaum entstiegen, sah man auch schon Ratswächter von Haus zu Haus eilen mit Zetteln des Inhalts, daß Jeder auf den dritten Signalschuß zum Sprengen der Brücke in seine Behausung sich verfügen und dieselbe unter drei Stunden nicht verlassen solle. Mündlich aber ward in den nächsten Umgebungen der Brücke, im Schlosse, Finanzhause etc. angesagt, auf den ersten Kanonenschuß die Fenster zu öffnen und das Feuer in den Öfen auszugießen. Die Bestürzung war nun ebenso groß wie allgemein. Im Geiste sah man schon mit der zusammenkrachenden Brücke auch den Turm der katholischen Kathedrale herabstürzen, die Heiligenbilder ihrer Doppelgalerien mit zerbrochenen Armen und Beinen im Staube der Zerstörung liegen – das Finanzhaus mit seinen Aktenbergen gespalten – ja selbst der alten Kurfürsten uralte Residenz in Trümmern. – Indeß ging Alles besser als man gefürchtet hatte.

Auf den ersten Kanonenschuß zog sich alles Militär, bis auf eine kleine Besatzung, aus der Neustadt in die Resi-

denz und zum Teil auf die Dörfer des linken Elbufers. Beim zweiten Signalschusse wichen auch die Soldaten von der Mine – kein lebendes Wesen zeigte sich mehr auf der sonst so lebendigen Brücke – einsam wie das Grab schien sie, wie in einem Feenlande, zum Prunk nur gebaut zu sein, nicht zum Gebrauch. Die Sonne spiegelte sich in den Brücken-Laternen und Elbfluten; in den gesamten, sonst so geräuschvollen Umgebungen kein Mensch, kein Laut, kein Hufschlag, kein Wagengerassel. Da donnerte die dritte Kanone, und mit dumpfem Donner krachten zwei Bögen und ein Pfeiler zusammen...

Wilhelm von Kugelgen Der Einzug der Monarchen

Nach den Preußen unter Blücher rückte Tschernitschef nach Dresden vor. Die schöne Zeit des Onkels kehrte wieder. Russische Gardien zogen ein, an ihrer Spitze Kaiser Alexander und der König Friedrich Wilhelm. Gleichzeitig aber fand sich noch ein anderer hoher Gast ein, ein Machthaber und Gewaltiger sondergleichen, der zwar über Roß und Reiter nicht verfügte, dessen Stimme auch im Rate der Monarchen nicht gehört ward, der aber dennoch in einer andern Sphäre fast unumschränkte Macht ausübte. – ... Goethe war nämlich am Morgen des Einzuges der Monarchen ganz zutraulich bei uns eingetreten, und da er den Vater, der ihn anderwärts suchte, nicht zu Hause fand, hatte er die Mutter um Erlaubnis gebeten, bei ihr bleiben zu dürfen, um aus ihren Fenstern und vom Straßenge- dränge unbelästigt, den erwarteten Einzug mit anzusehen. Er werde in keiner Weise stören, hatte er hinzugesetzt, und er bitte, keinerlei Notiz von ihm zu nehmen.

Die Mutter glaubte zu verstehen, daß er selbst unbelästigt sein wolle. Sie überließ ihm daher ein Fenster, setzte sich mit ihrer Arbeit in ein anderes und drängte sich ihm mit keiner Unterhaltung auf. Da stand er denn, der prachtvoll hohe Mann in seinem langen Überrock und blickte, die Hände auf dem Rücken, behaglich auf das bunte Gewühl des drängenden Volkes nieder. Er sah sehr heiter aus, und meine Mutter glaubte es ihm abzufühlen, wie dankbar er ihr für die Schonung sei, mit der sie ihn gewähren ließ, denn sie wußte, wie sehr der seltene Gast bis dahin von der bewundernden Zudringlichkeit schöngeistiger Damen belästigt und gequält gewesen. Er pflegte sonst immer von großer Kortege umgeben zu sein, und da er so allein gekommen, nahm meine Mutter an, daß es ihm gelungen, sich vielleicht vom Gedränge begünstigt, aus seiner anbetenden Umgebung wegzustehlen und hierher zu retten, um die feierlichen Eindrücke eines geschichtlichen Ereignisses ungestörter in sich aufzunehmen.

Sie rief daher auch mich hinweg, der ich dem großen Manne immer näher rückte und ihn anstarrte wie einer, der zum ersten Male in seinem Leben einen Walfisch oder Elefanten sieht. Er aber zog mich an sich, legte die Hand auf meine Schulter und fragte mich dies und jenes, unter anderem auch, ob ich mich darauf freue, den Kaiser von Rußland zu sehen.

Ich sagte: Ja, ich freute mich darauf, weil er mein Pate wäre, und allerdings hatte ich bis jetzt in dieser glücklichen Illusion gelebt, bloß weil ich eben auch Alexander hieß. Meine Mutter gab indes sogleich die nötige Aufklärung, und Goethe fragte nun manches über Rußland. So

24 war sie dennoch mit ihm ins Gespräch gekommen...

Karl Reichsfreiherr von und zum Stein An Nesselrode

Stein war im Jahr 1812 vom Zaren Alexander I. als Berater nach Rußland berufen worden. 1813 traf er mit den siegreich vorrückenden Truppen der Verbündeten in Dresden ein und berichtete darüber dem russischen Kanzler Nesselrode.

11. April 1813

Ich befinde mich hier seit dem 9. d. M., und ich halte mich verpflichtet, Ihnen, Herr Graf, meine Bemerkungen über den Geist der Einwohner dieses Landes und der Angestellten und über die Maßregeln, die ich vorläufig nehmen zu müssen glaube, mitzuteilen. Die große Volksmasse ist dem König von Sachsen ergeben und verlangt seine Rückkehr, jedoch hat man nicht zu erwarten, daß diese ihrem Eigentum anhängenden, weichen Wortkrämer zu einem Aufstande oder zum Widerstand fähig sein werden. – Es ist widerwärtig zu sehen, daß der Zustand der Herabwürdigung, worin sich ihr Vaterland befindet, die Unglücksfälle, die es überwältigen, sie weniger berühren, als die Unbequemlichkeiten des Krieges, die Entfernung des Königs und die Zerstörung der Dresdner Brücke. Nach der Meinung der geringen Zahl wohldenkender Menschen, mit denen ich habe sprechen können, ist es selbst sehr wahrscheinlich, daß, falls der König auf seiner Hingebung gegen Napoleon besteht, man den ständischen Ausschuss an die Spitze der Geschäfte bringen und die Kräfte des Landes für die gute Sache nützlich machen kann. Eine solche Anordnung wäre sicherlich der Rückkehr eines stolzen, schwachen, eigensinnigen Königs vorzuziehen, der Rücksichten und Schonungen fordert, worauf die Ge-

schaftsträger und seine Minister keinen Anspruch machen können, und welcher den Geschäftsgang hemmt.

E. T. A. Hoffmann An Kunz

Dresden den 10 May 1813

Vortrefflichster!

Es ist jetzt eine Zeit, in der sich Neues an Neues drängt, so daß man nur das zunächst Erfahrene erzählen mag; verlangen Sie daher nichts Umständliches über meine Fata bis zum 30ten April. – Nur so viel, daß das herrliche Dresden selbst in den kritischen Zeiten, selbst in meiner übermäßlichen Lage, mich ganz ermuthigte...

Schon den 3t ging ungeheure russische Bagage über die Elbe Tag und Nacht – den 7t verließ der Staatskanzler von Hardenberg mit den Staatsräthen Dresden – den 8t rückte von früh 3 Uhr Artillerie durch – um 10 Uhr ritt der König von Preußen durch die Stadt – um 11 Uhr brannte die Elbbrücke (der von Holz aufgerichtete Theil zur Communication, da wo die beiden Bogen eingesprengt sind) und beyde Schiffbrücken, deren Kähne brennend die Elbe herabschwammen – der Kanonendonner erschütterte die Fenster der Häuser an der Elbe – um 11 ¼ Uhr ritt ein französischer Trompeter und ein französischer Uhlán durch die Straßen, Cavallerie, Infanterie folgte, und um 5 Uhr traf unter dem Geläute aller Glocken und von verschiedenen Deputationen empfangen, Se. Majestät der Kaiser Napoleon mit zahlreichem Gefolge ein.

Die Russen blieben in der Neustadt, und nun ging ein Tirailiren mit Büchsen hinüber und herüber an, welches bis in die späte Nacht, und den 9t um 3 Uhr wieder anfang

und den ganzen Tag wieder bis in die Nacht hinein dauerte. Sie wissen, daß da, wo das Kreuz auf der Brücke steht, sich zwey steinerne Schilderhäuser befinden, hinter diesen, so wie hinter einigen Steinen, hatten sich russische Jäger postirt und schossen, so wie sich französisches Militär blicken ließ, herüber; ich befand mich auf dem Wall neben dem Theater und konnte sehen, wie sie anlegten, und wie der russische Offizier hin und her sprang, um seine Feinde zu entdecken, und wie er eifrig dem versammelten neugierigen Volke zuwinkte, sich zu entfernen. – Die Kugeln prallten am Schloßthore an, und eine Frau wurde schwer verwundet, so wie ein Knabe erschossen. Den 9^t hatten sich französische Jäger auf die Gallerie und auf den Thurm der katholischen Kirche postirt und schossen munter herüber, – jetzt flogen Kartätschen Kugeln (die Russen hatten Geschütz aufgepflanzt) bis in den Neumarkt, und um 1 1/2 Uhr platzte mitten auf dem Altmarkt eine hereingeworfene Granate. – Mit dieser Gefahr unbekannt, ging ich noch Vormittags um 10 Uhr an das Brühlsche Palais und fand in der Nähe des Schloßthors mehrere Menschen, wurde aber in dem Augenblick von einer Kugel, die von der Mauer abschlug, am Schienbein, jedoch so matt getroffen, daß eigentlich nur meine neue Stiefelklappe verwundet wurde, ich aber nur einen blauen Fleck davontrug. – Die wie ein Geldstück plattgedrückte Kugel hob ich zum Andenken auf, und mit diesem Andenken gänzlich zufrieden, uneigennützig nicht noch mehr verlangend, entfernte ich mich ziemlich schnell und gab auch die Idee auf, den Wall zu besuchen, indem eben in den noch übrigen Schießscharten französisches Geschütz aufgeföhren wurde. An kein Amt, an keine Vesper war zu denken, denn die

Kugeln zersplitterten die Fenster der Kirche und schlugen in die Thür ein, so daß schon in aller Frühe ein alter Mann auf der Kirchentreppe erschossen wurde – in das Schloßthor fuhren zischend unaufhörlich Kugeln – kurz in der ganzen Gegend konnte man den Tod der Neugierde sterben. – Die Nacht von gestern auf heute haben die Russen die Neustadt verlassen, und die französische Armee geht, wie man sagt, in zwey Punkten ganz in der Nähe von Dresden, wo sie Schiffbrücken geschlagen, über die Elbe. –

Ob ich nun hier in Dresden bleibe – wie und wann ich nach Leipzig gehen werde, das wissen die Götter; ich habe daher das theure Hotel verlassen und mir auf dem Altmarkt No 33, bey Madame Vetter, vier Treppen hoch, ein höchst romantisches Stübchen ganz in der Nähe des Uranus gemiethet, wo ich jetzt sitze und im stolzen Bewußtsein meines Heldenmuthes von ausgestandener Angst und Gefahr schreibe...

Wilhelm von Kügelgen Mit Goethe in der Rüstkammer

Während seines damaligen Aufenthaltes (1813) in Dresden habe ich den großen Dichter noch öfter anzustauen Gelegenheit gehabt, und zwar stets mit einer Ehrfurcht, die sein königliches Wesen ganz von selbst hervorrief. Er schenkte meinen Eltern einen Mittag, und außerdem erinnere ich mich, daß wir die Rüstkammer miteinander besehen haben.

Diese ungemein reiche Sammlung alter Waffen befand sich damals noch in ihrem ursprünglichen Lokale, einem alten burgartigen Gebäude auf der Schössergasse und ward von

uns Kindern jeder anderen Sammlung, auch der Bildergalerie bei weitem vorgezogen. Wollte der Vater uns recht hochbeglücken, so ging er mit uns hin. Gleich unten auf dem dunklen Hausflur standen vor dem Treppeneingang als Schildwachen zwei schwer geharnischte Figuren, die einen schon im voraus in die erforderliche Stimmung brachten. Dann ging es die steinerne, mit alten Hellebarden dekorierte Wendeltreppe in die Höhe durch drei verschiedene Etagen, deren Säle mit Dolchen, Schwertern, Speeren, Kampagnen- und Turnierharnischen, Fahnen, alten Feuerwahren und historischen Andenken aller Art gefüllt waren. Die Waffen standen und hingen da sämtlich noch ohne Gepränge und Ostentation, wie zu der Zeit, da sie im Gebrauch gewesen, und auch die Luft schien noch dieselbe, die Johann Friedrich und Kurfürst Moritz schon geatmet, wenn sie durch diese Räume schritten. Aber gerade dieser Moderduft schien mir das beste, er war die Melodie des Heldenliedes, das die Wände sangen... Noch sehe ich Goethes majestätische Gestalt mit der lebendigsten Teilnahme unter den gespenstischen Harnischen herumwandeln, welche wie lebendige Recken auf prachtvoll geschnitzten Streitrossen sitzend in den niedrigen Räumen des alten Lokales fast riesengroß erschienen. Einer besonders imposanten Gestalt nahm Goethe den von Edelsteinen funkelnden Kommandostab aus der Eisenfaust, wog ihn in der Hand und zeigte ihn uns Kindern. «Was meint ihr – sagte er – mit solchem Zepter zu kommandieren muß eine Lust sein, wenn man ein Kerl danach ist!» und er sah gerade aus, als wenn er selbst der Kerl danach wäre.

Theodor Körner
An seine Braut

Karl Theodor Körner wurde 1791 in Dresden geboren, besuchte die Freiburger Bergakademie, studierte in Leipzig und ging nach Wien, ehe er sich dem Lützowschen Freikorps anschloß. Er fiel 1813 bei Gadebusch.

Folge mir, liebliche Braut, auf den Schwingen des Lieds in
die Heimat,
zu der verwandten Stadt führt dich berauscht mein Gesang.
Pirna liegt dir zur Linken, das muntre, lebendige Städtchen,
Und der Sonnenschein prangt hell noch im Scheiden des
Tags.

Aber sieh' gegenüber! – Erkennst du die heitern Gebäude
Nah an der Elbe Strand? – Pillnitz, so nennt sich der Ort.
Freundlich hat sich der König den freundlichen Garten
erzogen,

Und von dem Borsberg herab schweift in die Ferne der Blick.
Aber nun folge mir weiter hinab an den blühenden Ufern.
Durch Weingärten dahin, längs an den Villen vorbei.
Näher und immer näher erscheinen die Türme der Hauptstadt
Viere zählst du, es hebt stolz sich die Kuppel empor.
Doch wir hemmen den Schritt. – «Was schimmert so weiß
durch die Pappeln?

Reben schmücken den Berg, Lindenduft flüstert mir zu?« –
Sieh! meinem Vater gehört's und dir und mir, manche Stunde
Hab' ich da fröhlich verlebt, hab' ich da mutig verpraßt.
Aber nun kommen die schönsten! – Da soll uns der Frühling
begrüßen.

Also fragst du, Geliebte, da reiß ich ans glühende Herz dich,
26 Küsse das liebliche Wort dir von den Lippen hinweg.

Und in das niedrige Dach wandern die Götter mit ein.
Und wir steigen die Treppen hinauf, durch alle Gemächer
Führ' ich mein glückliches Weib, zeige dir jeglichen Platz,
Mir aus der Kindheit noch, aus der fröhlichen, wichtig
geblieben,

Wo der «Carlos» entstand, wo uns der Sänger verließ. –
Endlich brechen wir auf, uns erwartet die lustige Gondel,
Und im lieblichen Tanz tragen die Wellen das Schiff.
Lauschend sitzen wir beide, die Arme liebend umschlungen,
Horchen der Ruderer Schlag, sehen das scheidende Licht
Flimmernd im Spiegel der Flut, und liebe Erinnerung erwacht
uns,

Wie war das jetzige Glück nur in der Zukunft geträumt. –
Sieh, da wendet das Schiff sich um die Ecke des Ufers,
Und nun liegt sie vor dir, sie, meine heimische Stadt.
Ha, wie die Brücke sich stolz aus den schimmernden Wellen
emporhebt.

Wie die verwegene Kunst Bogen an Bogen gereiht!
Beide Städte erkennst du, die Altstadt hier, dort die Neustadt,
Und der entferntere Turm zeigt dir die Friedrichstadt an.
«Schiffer, du hältst am Brühlschen Garten!» – so ruf' ich,
das Steuer lenkt den schwankenden Kahn schnell
an den wimmelnden Strand.
Freudig trag' ich dich aus der Gondel, und glühende Küsse
Flüstern: «Willkommen, mein Weib, hier in der heimischen
Stadt!»...

Minister Graf Metternich
Über sein Gespräch mit Napoleon

Graf Metternich war österreichischer Gesandter in Dresden, ehe er 1806 als Botschafter nach Paris ging. Im Frühsommer 1813 führte er als Minister den Beitritt Österreichs

zur preußisch-russischen Allianz herbei und übernahm die diplomatische Führung des Endkampfes gegen Napoleon. Am 26. Juni 1813 kam es zu seinem Gespräch mit Napoleon im Marcolini-Palais in Dresden.

Napoleon erwartete mich stehend in der Mitte seines Kabinetts, den Degen an der Seite, den Hut unterm Arm. Er ging mit erkünstelter Fassung auf mich zu und erkundigte sich nach dem Befinden des Kaisers. Bald darauf verdüsterten sich seine Züge, und indem er sich vor mich hinstellte, sprach er mich folgendermaßen an: «Sie wollen also den Krieg? Gut, Sie sollen in haben. Ich habe bei Lützen die preußische Armee vernichtet; ich habe die Russen bei Bautzen geschlagen; auch Sie wollen an die Reihe kommen. Es sei! In Wien sehen wir uns wieder! Die Menschen sind unverbesserlich, die Erfahrung ist für sie verloren. Drimal habe ich den Kaiser Franz wieder auf den Thron gesetzt. Ich habe ihm versprochen, mein Leben lang mit ihm in Frieden zu bleiben; ich habe seine Tochter geheiratet. Damals sagte ich mir, du begehst eine Torheit, aber sie ist begangen, ich bereue sie heute.»

Diese Einleitung verdoppelte in mir das Gefühl der Stärke meiner Stellung, ich betrachtete mich in diesem Augenblick der Entscheidung als den Vertreter der gesamten europäischen Gesellschaft. Soll ich es sagen – Napoleon erschien mir klein!

«Krieg und Frieden», erwiderte ich, «liegen in der Hand Eurer Majestät. Der Kaiser, mein Herr, hat Pflichten zu erfüllen, vor denen alle anderen Rücksichten in den Hintergrund treten. Das Schicksal Europas, seine Zukunft und die Ihrige, all das ruht in Ihrer Hand. Zwischen Europa und Ihren bisherigen Zielen besteht unlöslicher Wider-

spruch. Die Welt bedarf des Friedens. Um diesen Frieden zu sichern, müssen Sie in die mit der allgemeinen Ruhe vereinbarten Machtgrenzen zurückkehren, oder aber Sie werden in dem Kampfe unterliegen. Heute können Sie noch Frieden schließen, morgen dürfte es zu spät sein. Der Kaiser, mein Herr, läßt sich in seinem Handeln nur durch die Stimme seines Gewissens leiten; an Ihnen, Sire, ist es nun, auch das Ihrige zu Rate zu ziehen.»

«Nun gut, was will man denn von mir!» fuhr mich Napoleon an, »daß ich mich entehre? Nimmermehr! Ich werde zu sterben wissen, aber ich trete keine Handbreit Bodens ab. Eure Herrscher, geboren auf dem Throne, können sich zwanzigmal schlagen lassen und doch immer wieder in ihre Residenzen zurückkehren; das kann ich nicht, ich, der Sohn des Glücks! Meine Herrschaft überdauert den Tag nicht, an dem ich aufgehört habe, stark und folglich gefürchtet zu sein. Ich habe einen großen Fehler begangen, indem ich außer acht ließ, was mich eine Armee gekostet hat, die herrlichste, die es je gegeben. Ich kann mich mit Menschen schlagen, aber nicht mit Elementen; die Kälte hat mich zugrunde gerichtet. In einer Nacht verlor ich 30 000 Pferde. Alles habe ich verloren, nur die Ehre nicht und das Bewußtsein dessen, was ich einem tapferen Volke schulde, das nach so ungeheuren Unglücksfällen mir neue Beweise der Hingebung und seiner Überzeugung gegeben hat, daß ich allein es regieren kann. Ich habe die Verluste des vergangenen Jahres ausgeglichen, sehen Sie einmal die Armee an nach den Schlachten, die ich soeben gewonnen! Ich werde vor Ihnen Heerschau halten!«

»Und gerade die Armee ist es«, erwiderte ich ihm, »die den Frieden verlangt.«

»Nicht die Armee«, unterbrach mich Napoleon mit Lebhaftigkeit, »nein, meine Generale wollen den Frieden! Ich habe keine Generale mehr. Die Kälte von Moskau hat sie demoralisiert. Ich sah die Tapfersten weinen wie die Kinder. Sie waren physisch und moralisch gebrochen. Vor vierzehn Tagen konnte ich noch Frieden schließen, heute kann ich es nicht mehr. Ich habe zwei Schlachten gewonnen, ich werde nicht Frieden schließen.«

»In alledem, was Eure Majestät mir soeben gesagt«, bemerkte ich, »sehe ich einen neuen Beweis davon, daß Europa und Eure Majestät zu keiner Verständigung kommen können. Ihre Friedensschlüsse waren immer nur Waffenstillstände. Die Mißgeschicke wie die Erfolge treiben Sie zum Krieg. Der Augenblick ist da, wo Sie und Europa sich gegenseitig den Handschuh hinwerfen; Sie werden ihn aufheben, Sie und Europa, und nicht Europa wird es sein, das im Kampfe unterliegt!« ...

E. T. A. Hoffmann

Anselmus erinnert sich an die Belagerung von Dresden

Der ganze Tag verstrich in dumpfer ahnungsvoller Stille, vor den Toren blieb alles ruhig, kein Schuß fiel. Spät abends, es mochte beinahe zehn Uhr sein, schlich ich nach einem Kaffeehause auf dem Altmarkt, wo in einem entlegenen Hinterstübchen, das keiner der verhaßten Fremden betreten durfte, gleichgesinnte Freunde sich einander in Trost und Hoffnung ermutigten. Dort war es, wo, allen Lügen zum Trotz, die wahren Berichte der Schlachten an der Katzbach, bei Kulm usw. mitgeteilt wurden, wo unser R. schon zwei Tage nachher den Triumph bei Leipzig ver-

kündete, den er, Gott weiß auf welche geheimnisvolle Art, erfahren. Mein Weg führte mich bei dem Brühlschen Palast, in welchem der Marschall wohnte, vorüber, und es fiel mir die ganz besonders helle Beleuchtung der Säle, so wie das rege Getümmel im Flur des Hauses auf. Eben sagte ich dies den Freunden mit der Bemerkung, daß gewiß etwas bei dem Feinde im Werke sein müsse, als R. ganz erhitzt und außer Atem schnell eintrat. »Hört das Neueste«, fing er sogleich an, »soeben hielt man bei dem Marschall großen Kriegsrat. Der General Mouton (Graf von der Lobau) will sich mit zwölftausend Mann und vierundzwanzig Kanonen nach Meissen hin durchschlagen. Morgen früh geschieht der Ausfall.« Vieles wurde nun hin und her geredet, und man pflichtete endlich R.s Meinung bei, daß dieser Anschlag, der bei der regen Wachsamkeit unserer Freunde draußen sehr leicht dem Feinde verderblich werden könnte, vielleicht früher den Marschall zur Kapitulation zwingen und unser Elend enden würde. »Wie kann R. in demselben Augenblick des Beschlusses erfahren haben, was beschlossen worden«, dachte ich, als ich um Mitternacht zurückkehren wollte in mein Haus, aber bald vernahm ich, wie es durch die Grabesstille der Nacht dumpf zu rasseln begann. Geschütz und Pulverwagen, reichlich mit Fourage bepackt, zogen langsam bei mir vorüber nach der Elbbrücke zu. »R. hat doch recht«, so mußte ich mir selbst sagen. Ich folgte dem Zuge und kam bis auf die Mitte der Brücke an den damals gesprengten Bogen, der durch hölzerne Gerüste ersetzt war. Von beiden Seiten des Gerüsts, hüben und drüben, befand sich auf der Brücke eine starke Verschanzung von hohen Palisaden und Erdwällen. Hier vor der Verschanzung drückte ich mich 27

dicht an das Geländer der Brücke, um nicht bemerkt zu werden. Da war es mir, als finge eine der hohen Palisaden an, sich hin und her zu bewegen und sich herabzubeugen zu mir, dumpfe unverständliche Worte murmelnd. Die dicke Finsternis der neblichten Nacht ließ mich nichts deutlich erkennen, aber als nun das Geschütz vorüber und es totenstill auf der Brücke worden, als ich tiefe schwere Atemzüge, ein leises ahnungsvolles Gewimmer dicht neben mir vernahm, als sich der dunkle Holzblock höher und höher aufrichtete, da überlief mich eiskaltes Grauen und, wie vom schweren Traum geängstet, vermochte ich, in Bleiangeln festgefäßt, mich nicht zu regen. Der Nachtwind erhob sich und trieb den Nebel über die Berge, der Mond warf bleiche Strahlen durch die zerrissenen Wolken. Da gewahrte ich unfern von mir die Gestalt eines hohen Greises mit silberweißem Haupthaar und langem Bart. Er hatte den knapp über die Hüften reichenden Mantel in vielen dicken Falten um Brust und Schultern geworfen, einen weißen langen Stab hielt er, den nackten Arm weit vorgestreckt, über den Strom hinaus. Er war es, der so wimmerte und murmelte. In dem Augenblick sah ich von der Stadt her Gewehre blinken und hörte Tritte. Ein französisches Bataillon marschierte in tiefem Schweigen über die Brücke. Da kauerte der Alte nieder und fing an mit kläglichlicher Stimme zu jammern, indem er den Vorüberziehenden eine Mütze hinhielt, wie um Almosen bettelnd. Ein Offizier rief lachend: «Voilà St. Pierre, qui veut pêcher!» der ihm folgte, blieb stehen und sprach sehr ernst, indem er dem Alten Geld in die Mütze warf: «Eh bien, moi pêcheur, je lui aiderai à pêcher.» – Mehrere Offiziere und Soldaten, aus den Gliedern heraustretend, warfen nun still

und nur manchmal leise aufseufzend, wie in banger Todeserwartung, dem Alten Geld hin, der dann jedesmal mit dem Kopf seltsam hin und her nickte und dabei ein dumpfes Geheul ausstieß. Endlich sprengte ein Offizier (ich erkannte den General Mouton) so dicht heran an den Alten, daß mir bangte, das schäumende Roß werde ihn zertreten, und fragte, indem er mit schneller Wendung nach dem Adjutanten hin sich den schwankenden Hut auf dem Kopfe festschlug, stark und wild: «Qui est cet homme?» – Die Reiter, die ihm folgten, blieben alle still, aber ein alter bärtiger Sappeur, der außer Glied und Reihe mit der Axt auf der Schulter so nebenher schlenderte, sprach ruhig und ernst: «C'est un pauvre maniaque bien connu ici. On l'appelle St. Pierre pêcheur.» Damit wogte der Zug, nicht wie sonst wohl in faselndem Scherz und frechem Jubel, nein, in trüber Unlust die Brücke entlang vorüber. Sowie der letzte Ton verhallte, sowie der letzte Schein der Waffen in fernem Dunkel verblinkte, hob sich der Alte langsam in die Höhe und stand, das Haupt aufgerichtet, den Stab emporgestreckt, in grauenvoller Majestät da, als wolle er, ein wundertätiger Heiliger, den stürmenden Wellen gebieten...

**Caspar David Friedrich
Nach der Befreiung Dresdens
von den Franzosen (1814)**

Friedrich, 1774 in Greifswald geboren, lebte von 1798 bis zu seinem Tode im Jahre 1840 in Dresden und wurde zum Begründer der Dresdner Romantischen Malerschule. 1817 erfolgte seine Berufung als Lehrer an die Dresdner Kunstakademie.

Lasset uns singen ein hohes Lied, ein Lied voll Dankbarkeit
und Liebe.
Lobsinget dem Herrn, ihr Befreiten, lobpreiset seine Güte
für und für.
Denn er hat gnädiglich von uns abgewendet die Not,
da wir flehten um Hilfe;
er hat erhört unser Schreien und verjaget unsere Feinde.
Sie sind in Staub getreten, die Schnöden, so seiner vergessen
und nicht achteten.
Der Heimat eilen sie zu, die Flüchtigen, vom Schwerte
des Nordens verfolgt;
vom Fluche des Allmächtigen getroffen.
Zertreten sind die Saaten, verheeret die Früchte der Felder,
Städte und Dörfer in Schutt und Asche verwandelt
mit frevelnder Hand.
Aber der Zorn Gottes ruht schwer auf ihnen,
vom Hunger gequält, ohne Obdach und Hilfe,
ohn Mitleid und Erbarmen
hauchen sie des Lebens letzten Atem aus.

Das Kunstleben in Dresden nach dem Kriege

Carl Gustav Carus Kunstleben in Dresden

Carl Gustav Carus kam 1814 von Leipzig als Direktor an die »Geburtshilfliche Klinik« in Dresden, 1827 wurde er Leibarzt des Königs und gehörte außerdem zur engsten Umgebung des späteren König Johann (Philaletes). Seine anatomischen Studien brachten ihn auch mit Goethe zusammen, über den er ein Buch schrieb.

...Ich erwähnte oben, es sei damals noch ein sehr einfacher und gemütvoller Sinn in Dresdens Kunstrichtung gewesen, und ich kann fast sagen, daß dies von Deutschland überhaupt galt, innerhalb dessen zu jener Zeit die Kunstakademie Dresden noch eine gewisse tonangebende Stimme behauptete... So herrschte denn auch noch, als ich nach Dresden kam, eine große Flaueheit der Kunst vor, und jedermann weiß, wie namentlich im geschichtlichen Fache, erst so viel später durch den neuen, aus den Schulen von Cornelius in München und Schadow am Rhein hervorgegangenen Einfluß, eine merkbare Erfrischung und Erhebung derselben herbeigeführt wurde. Achtet man jedoch auf das Eigentümliche solcher Perioden der Erniedrigung, so wird man oft finden, es ist dann eine Art von Schwüle in der Luft, eine gewisse Stille, die auf etwas neu Kommendes und somit wieder auf eine künftige Entwicklung deutet... Solch stille Zeit nun mit nur noch einzelnen, sich ankündigenden Trieben war also damals auch um mich her: Friedrich (Caspar David) mit seiner etwas starren und trüben, aber hochpoetischen Weise war überhaupt und insbesondere in der Landschaftsmalerei der erste, der hier das Philistertum angriff und aufschüttelte, und es hatte viel Aufsehen gemacht, als über eines seiner Bilder, ein Kruzi-

fix auf dem Felsen unter dunklen Tannen und vor den verglühenden Wolken der Abendröte, ein literarischer Streit sich erhob, der für ihn, von dem ihm befreundeten Gerh. von Kugelgen gegen einen banalen Dilettanten, einen gewissen Herrn von Ramdohr, zum Nachteil des letzteren durchgefochten wurde. Dabei war die Zahl der Kunstwerke, die entstanden, im ganzen gering. So eine damalige Ausstellung füllte etwa drei mäßig große Räume, eins, das Professorenzimmer genannt, für die Herren von der Akademie (um eine höhere Rangordnung zu beobachten), eins für die Fremden, die Kunstfreunde und die nicht zünftigen Künstler und eins für die akademischen Schüler. Hier war denn die Übersicht nicht schwer. Das Publikum, im ganzen gemüthlich gebildet, hier und da phantastisch, durch den einige Zeit in Dresden lebenden und schreibenden Dichter Hoffmann aufgeregt, nahm überall tätigen Anteil, und der Boden fand sich somit für junge Kräfte ganz gut vorbereitet, Umstände, denen ich es mit zuschreiben darf, daß die mir eingeborene Neigung zur Kunst hier sowohl praktisch wie reflektierend mehr und mehr sich entwickelte und so doch einige Früchte tragen konnte, die manchem zugute gekommen sind.

Wilhelm von Kugelgen Auf der Akademie

Die Königl. Akademie der Künste, an hervorragendster Stelle der Stadt auf der Brühlschen Terrasse gelegen, war seit meiner Kindheit ein Gegenstand der Verehrung und des Verlangens für mich gewesen. Wie oft hatte ich im Vorübergehen nicht aufgeblickt nach diesen hohen Fenstern, hinter denen olympische Gestalten von Göttern und He-

roen sichtbar wurden, und hatte die jungen Leute glücklich gepriesen, die berechtigt waren, so frank und frei dort ein und aus zu gehen, wie ich in meiner Schule. Jetzt hatten sich auch mir diese Hallen geöffnet, und wer sich gerade auf der Terrasse befand, mochte es mit Augen sehen, wie ich die Zeichenmappe unter dem Arm als Berechtigter hineinschritt und niemandem dafür zu danken brauchte. Die vorüberspazierenden Herren und Damen konnten mir dann ordentlich leid tun, daß sie es nicht auch so machen durften.

Ich war vorerst in die unterste Klasse eingetreten, den sogenannten Zeichensaal. So hieß diese Gelegenheit, nicht weil dort Zeichnen und Wunder geschahen, und ebensowenig weil dort gezeichnet wurde, denn weiter geschah auf der ganzen Akademie nichts, sondern unser Zeichensaal hieß Zeichensaal wie etwa Potsdam Potsdam heißt, weil er keinen anderen Namen hat. Es war dies aber die Elementarklasse der Akademie, welche ihre Schüler bis zu einem gewissen Grade des Richtigschens und einiger Fertigkeit der Hand im Gebrauch der Kreide fördern sollte. Letzteres war für mich, dem es an sonstiger Vorübung nicht fehlte, die Hauptsache; ich sollte hier schraffieren lernen. Zwar hätte mein Vater, der die Kreide besser als sämtliche Lehrer der Akademie zu handhaben wußte, mir diese Vorklasse ersparen können, wenn er mich selbst in die Schule genommen hätte, aber abgesehen davon, daß ihm hierzu die Geduld fehlen mochte, hielt er es auch für zweckmäßiger, daß ich mich gleich von vornherein in eine Manier einarbeite, von welcher er voraussetzte, daß sie die herrschende in allen Klassen sei. Hierin irrte er indessen, denn gerade im Zeichensaal herrschte nichts weniger vor als eine 29

bestimmte Manier. Es ward nach Handzeichnungen der verschiedensten Meister gearbeitet, welche den Stift auf die verschiedenste Weise gehandhabt hatten, mit geraden, krummen, langen oder kurzen Strichen, wie es jedem genehm gewesen. Dazu hatten einige unterwischt und überschraffiert, andere unterschraffiert und überwischt, noch andere gar nicht gewischt oder gar nicht schraffiert, und immer sah das Ding ganz anders aus. Die Mannigfaltigkeit verwirrte mich...

Carl Gustav Carus **Eisgang auf der Elbe**

Einer meiner gewöhnlichen Abendspaziergänge war damals der über die dicht vor meiner Wohnung beginnende schöne Brühlsche Terrasse, und wie eigen dort, wo man damals noch meist sehr einsam sich befand, oft die Witterung und Lichteffekte mich innerlich bewegten, davon gibt vielleicht folgende Briefstelle deutlichere Kunde...

Ich komme eben von einem Spaziergange im Brühlschen Garten in später Dämmerung. Der Himmel war gleichförmig grau, kleinflockigen Schnee trieb der Nordwind über die glatte Terrasse. Die Elbe verlor sich aufwärts und abwärts im Nebelgrau, die gewaltige Kuppel der Frauenkirche ragte als dunkler Schatten über die niedrigen Häuser, und die Brücke erschien mir wie ein Trauerband über den schönen Strom gelegt, als Zeichen seiner baldigen Erstarrung. Das Eigentümlichste aber war die Vorbereitung zu dieser Erstarrung selbst: es war der Fluß nämlich bedeckt mit tausend und tausend langsam forttreibenden, dünnen Eisschollen, gleichsam weißen Inseln, welche im langsamen Bewegen fortwährend zusammenstießen und seltsam

aneinander klirrten. Es war höchst anziehend, zu sehen, wie aus dem Nebel die Massen hervorschwammen, näher kamen, mit dem eigenen monotonen Geräusch vorüberzogen, und endlich hinter dem dunklen Bande der Brücke verschwanden. Es war mir, als blickte ich auf den Strom der Zeiten, sähe unzählige Geschlechter aus dunklen Quellen hervortreten, vorüberrauschen und verschwinden. Ich dachte an vieles dabei! Das Ernste des Schauspiels wurde noch gehoben dadurch, daß alle kleinen Schiffchen und Kahnlein dem erstarrenden Strome ausgewichen waren und er so ganz sich selbst überlassen erschien, ein großes einsames Bild periodisch erlöschenden Lebens.

Adrian Ludwig Richter **Die Ernennung meines Vaters**

Einst war die Großmutter auch bei uns, als dem Vater durch einen Kanzleidiener ein Schreiben mit königlichem Amtssiegel überbracht wurde. Der Vater war überrascht, wir alle in erwartungsvoller Spannung. Er erbrach endlich das Siegel, sah lange freudig und farbenwechselnd in das Schreiben hinein, während wir um ihn standen und in seinem Gesichte zu lesen suchten. Endlich sagte er: »Ich bin zum Professor an der Kunstakademie ernannt mit zweihundert Taler Gehalt.« Welche Freude, welcher Jubel! Ich durfte das Schreiben auch lesen, und mein Schwindel über diese Ehre gipfelte sich aufs höchste, als ich las, daß er nicht nur so ein gewöhnlicher Professor, sondern ein »außerordentlicher« geworden war...

Heinrich Heine **Dresdner Poesie**

Heinrich Heine verspottete in diesem Gedicht, das vor 1830 entstanden sein dürfte, den »Dresdner Liederkreis«.
Zu Dresden, in der schönen Stadt der Elbe,
Wo's gibt Tabak- und Strohh- und Versfabriken,
Erhebt sich, um die Köpfe zu berücken,
Ein Liederkränzlein und ein Liedgewölbe.
Ist nun mit Herrn und Frau'n besetzt dasselbe,
So lesen vor, Glut- Mut- Blut in den Blicken,
Herr Kuhn und Fräulein Nostiz – o Entzücken!
Ha! herrlich! Weg, Kritik, du fade, gelbe!
Am andern Tage steht es in der Zeitung,
Hells Hellheit schwademt, Kinds Kindheit ist kindisch.
Dazwischen kriecht das krit'sche Beiblatt hündisch.
Arnoldi sorgt fürs Geld und die Verbreitung,
Zuletzt kommt Böttiger und macht Spektakel,
Die Abendzeitung sei das Weltorakel.

Caspar David Friedrich **An seine Familie**

Dresden, den 28t. Januar 1818

Meinen Brüdern, Verwandten und Bekannten sei hiermit kund und zu wissen getan, daß ich den 21 t. Januar früh um die sechste Stunde in der hiesigen Kreuzkirche mit Caroline Bommer bin getraut worden; also acht Tage schon Ehemann...

Es ist doch ein schnurrig Ding wenn man eine Frau hat, schnurrig ist es, wenn man eine Wirtschaft hat, sei sie auch noch so klein; schnurrig ist mir's wenn meine Frau mir Mittags zu Tisch zu kommen einladet. Und endlich

ist es schnurrig wenn ich jetzt des Abends fein zu Hause bleibe, und nicht wie sonst im Freien umher laufe. Auch ist es mir gar schnurrig, daß alles was ich jetzt unternehme immer mit Rücksicht auf meine Frau geschieht und geschehen muß. Schlage ich nur einen Nagel in die Wand so darf er nicht so hoch sein als ich langan kann, sondern nur so hoch als meine Frau mit Bequemlichkeit langan kann. Kurz, seit sich das Ich in Wir verwandelt ist gar manches anders geworden...

**Max Maria von Weber
Am Stammtisch bei »Chiappone«
und im »Liederkreis«**

Carl Maria von Weber war Kapellmeister in Breslau, Darmstadt und Prag, ehe er 1816 die deutsche Oper (die italienische leitete Francesco Morlacchi) am Dresdner Hoftheater übernahm, wo auch »Der Freischütz« seine Uraufführung erlebte. Seine Biographie schrieb sein Sohn Max Maria von W.

Es ist dies der Laden des »Italieners« Chiappone, ein mit Dresdens ganzem Literatur- und Kunstleben der ersten Dezennien dieses Jahrhunderts eng in Beziehung stehender Raum!...

Hier schüttelt Weber den Schnee behaglich vom Mantel, drückt sich in den belederten Stuhl, der ihm reserviert oder ihm achtungsvoll freigemacht wird, und ist gleich mitten im Gespräch, belebt und angeregt, mag es nun Geistesfunken aus einem halben Dutzend ausgezeichneten Köpfe schlagen oder, was weit öfter der Fall ist und ihm lieber war, im dulce desipere in loco, mit Geschichten, Pöfchen oder Zötchen die Zwerchfelle der Herrn er-

schüttern. Niemals aber berührte, gut Dresdnerisch vorsichtig, die ernste oder heitere Rede selbst in diesem der Strömung der Welt fernliegenden, behaglich düsteren Zimmer die öffentlichen Verhältnisse, den Dienst, die »Herrschaften«, und wenn Weber, wie er dies von Prag und Berlin her gewohnt war, nur einen Ton, der leicht dahin leitenden Skala anschlug, verstummte das Wort, die Gesichter wurden lang, man sah sich an – trank verlegen. Doch verstanden damals Männer die jetzt verlorene Kunst, auch ohne Politik und höhere Staatskritik, geistreich froh beisammen zu sitzen...

Es gibt ältere Leute, welche Gelegenheit hatten, Weber und seine Gattin in den Zirkeln des »Liederkreises«, in des Ministers Nostiz gastlichem Hause, bei Baron Gutschmid und in anderen Gesellschaftskreisen zu beobachten, wo er sich als er selbst geben durfte und bei denen ein Zeitraum von über vierzig Jahren nicht imstande gewesen ist, den bezaubernden Eindruck zu verwischen, den das Paar zu machen pflegte, wenn sie seine komischen Lieder zusammen meisterhaft sangen oder sie ein Gedicht sprach und er dazu improvisierte. Der ernsteste Staatsmann und Künstler wurde dann zum heiteren Humoristen, und es genügte meist eine solche Leistung, um die Stimmung einer Gesellschaft für den ganzen Abend zu erhöhen. Fern von aller »Großen-Mann-Spielerei« gab sich Weber dann der frohen Stimmung rückhaltlos hin.

Versammelte er aber gar Freunde bei sich selbst, zu welchem Zirkel er auch meist einige seiner talentvollsten, jungen Kapellmitglieder zuzuziehen pflegte, so war er der heiterste und anspruchloseste Wirt, der selbst den frischen Ton bezeichnete, in dem er den Verkehr in seinem gesel-

ligen Kreise gehalten wissen wollte. Häufig genug hat er an Abenden, wo die Jugend in der Anzahl vorwog, selbst zum Tanz aufgespielt, und niemand kannte die elektrisierenden Tänze, die unter seinen Fingern melodios, reich und froh hervorquollen, weil er sie eben improvisierte. Wenn dann die jungen Kapellmitglieder aus Bescheidenheit nicht tanzen wollten, rief er ihnen wohl zu: »Wenn der Meister aufspielt, dürfen die Gesellen tanzen!«

**Arthur Schopenhauer
Die Welt als Wille und Vorstellung
Aus der Vorrede zur ersten Auflage**

Arthur Schopenhauer schrieb 1818, im Jahr seiner Italienreise, das Vorwort zu »Die Welt als Wille und Vorstellung« in Dresden, ehe er 1820 als Privatdozent nach Berlin ging.

... Und so, nachdem ich mir den Scherz erlaubt, welchem eine Stelle zu gönnen in diesem durchweg zweideutigen Leben kaum irgend ein Blatt zu ernsthaft seyn kann, gebe ich mit innigem Ernst das Buch hin, in der Zuversicht, daß es früh oder spät Diejenigen erreichen wird, an welche es allein gerichtet seyn kann, und übrigens gelassen darin ergeben, daß auch ihm in vollem Maße das Schicksal werde, welches in jeder Erkenntnis, also um so mehr in der wichtigsten, allezeit der Wahrheit zu Theil ward, der nur ein kurzes Siegesfest beschieden ist, zwischen den beiden langen Zeiträumen, wo sie als paradox verdammt und als trivial geringgeschätzt wird. Auch pflegt das erstere Schicksal ihren Urheber mitzutreffen. – Aber das Leben ist kurz und die Wahrheit wirkt ferne und lebt lange: sagen wir die Wahrheit. (Geschrieben zu Dresden im August 1818) 31

Der Tod des ersten sächsischen Königs - Dresdner Aufstand - In Künstlerkreisen

Gustav Klemm

Der Tod Friedrich Augusts I.

Klemm, der 1802 in Chemnitz geborene Kulturhistoriker, war Sekretär und ab 1852 Direktor der Öffentlichen Königlichen Bibliothek in Dresden. Die Dresdner Residenz skizzierte er in kulturgeschichtlichen Briefen »Vor 50 Jahren«. Der Hof sollte Anfang Mai nach Pillnitz übersiedeln, da verbreitete sich in der Stadt die Nachricht, der König sei unwohl. Eine dumpfe, düstere Stimmung nahm von Tag zu Tag nunmehr im Volk überhand. Man drängte sich zum Schloß, wo das Hofmarschallamt Bulletins ausgab; in den Kirchen ward außerordentliche Betstunde gehalten. Am 5. Mai 1827 war Friedrich August sanft entschlafen. Noch an demselben Vormittag wurden die Tore gesperrt, bis die Garnison dem neuen König Anton Clemens Theodor den Eid der Treue geschworen. Von 11-12 Uhr ertönte von allen Türmen das Trauergeläute. Die Schloßstore waren geschlossen. Alle Welt legte Trauer an. Man las die Proklamation des neuen Königs an den Straßenecken. Sie versicherte, daß zunächst in keiner Weise eine wesentliche Veränderung bevorstehe. Jedermann aber fühlte, daß mit dem Tode Friedrich Augusts eine wichtige Periode abgelaufen war, und daß eine neue Zeit im Anzuge sei.

Philaethes

Aus dem Vorwort zur Ausgabe der ersten zehn Gesänge der »Hölle« von 1828

32 Philaethes, der spätere König Johann von Sachsen, übersetzte nicht nur Dantes »Göttliche Komödie«, sondern war auch ein geschickter Gelegenheitsdichter. Friedrich Wilhelm IV. nannte ihn gern »mein Schwager, der Professor«.

...Dante ist, seit langer Zeit, einer meiner Lieblingsschriftsteller, und selbst die Schwierigkeiten, die er darbot, waren mir ein neuer Antrieb, mich ihm mit desto größerem Eifer zu widmen.

Das charakteristische Gepräge eines höchst eigenthümlichen, bedeutenden Mannes, in einer höchst eigenthümlichen Zeit, aus der wir kein anderes so vollendetes Werk besitzen; eine Sprache, die um so mehr den Geist des Dichters wiedergibt, als er sie selbst erst schaffen mußte; die hohe moralische Würde und der unendliche Fleiß der Ausführung, zogen mich unwiderstehlich an.

Die Divina Commedia kam mir stets vor wie ein gothischer Dom, wo manche überladenen Verzierungen unserem geläuterten Geschmack anstößig sein können, während der erhabene, ernste Eindruck des Ganzen und die Vollendung und Mannigfaltigkeit der Einzelheiten unser Gemüth mit Bewunderung erfüllen. Der eine wie die Andere sind lebendige Ergebnisse jener reichbewegten Zeit – des nunmehr wieder zu Ehren gebrachten Mittelalters.

Bei dieser Vorliebe für Dante regte sich bald in mir ein unbeschreiblicher Drang, sein Werk in meiner Muttersprache wiederzugeben und zwar mit möglichster Treue, soweit es der Geist der Deutschen Sprache erlaubt. Zu diesem Endzweck zog ich es vor, zwar genau nach dem Sylbenmaße des Originals, aber reimfrei zu übersetzen. Ich hoffte dadurch auch mir ein verschiedenes Ziel, von dem meiner Vorgänger, gesetzt zu haben; indem ich, was ich auf der einen Seite unvermeidlich an der Form verlor, auf der andern durch größere Genauigkeit und Klarheit vielleicht zu ersetzen im Stande war, wozu ich mich der Erleichterung wegen, die ich mir angedeihen ließ, verpflichtet hielt. ...

Frédéric Chopin

An die Angehörigen

Frédéric Chopin besuchte Dresden auf einer Reise im Jahre 1829, gerade als das Hoftheater zur Feier von Goethes 80. Geburtstag den »Faust« gab (mit einem Prolog von Tieck).

Dresden, 27. August 1829

[Zweites Post Scriptum]

Mein Brief hat bis zu später Nachtstunde gewartet; – ich komme aus dem Faust zurück. Von halb fünf Uhr ab mußte man vor dem Theater stehen; die Vorstellung währte von sechs bis elf. Devrient, den ich schon in Berlin gesehen, spielte den Faust. Heute gerade feierte man hier den 80. Geburtstag Goethes. Eine furchtbare aber große Phantasie. In den Zwischenakten spielte man Stellen aus Spohrs gleichnamiger Oper...

Caspar David Friedrich

An seinen Bruder

Dresden, d. 11. September 1830

Über all hört man von Krieg und Krieges Geschrei von Empörung und Aufruhr auch die Dresdner Einwohner haben sich einmal zerrüttelt und geschüttelt. Euch davon zu benachrichtigen wie es ohngefähr dabei sich zugetragen ist die Absicht dieses Briefes. Doch rechnet nicht auf eine sehr geregelte Erzählung ich bin zu aufgeregt um es zu können wenn ich es auch sonst noch allenfalls imstande wehre. Schon mehrere Tage vor dem Ausbruch der Empörung, es war den 9 t September Abends 8 oder 8 1/2 hatten sich in Abtheilungen zu 20zigen von jungen Leuten singend nach die Stadt von allen Seiten begeben; schon mehrere

Tage
und
scher
sons
ten
ging
Um
dure
nera
auch
ich r
che
fiele
Lärm
und
blick
gepr
wie
im
aus
so w
pen
auf
bede
dure
wa
rede
beu
und
ster
sche

Tage war schon jedermann auf einen Aufstand gefasst und auf allen Strassen wurde laut davon geredet und Menschen so sich nichts gutes bewusst hatten ihr Geld und sonstigen Kostbarkeiten in Sicherheit bei ehrlichen Leuten zu bringen gesucht. Zwischen 7 und 8 Uhr Abends ging ich durch die Stadt und alles war im tiefsten Frieden... Um 10 Uhr gingen wir zu Bette um 11 Uhr wurde ich durch Feuerlärm geweckt und bald darauf wurde der General-Marsch der Bürger geschlagen und nu hörte man auch ein furchtbares Hura! Hura! rufen. Nicht lange hörte ich mit entsetzlichen Geschrei das Volk sich der Hauptwache nähern (so ich aus meinen Fenstern sehen kann) es fielen ohngefehr 8 bis 10 Schüsse darauf verstummte der Lärm aber nur einige Minuten. Dann begann der Lärm und das Toben um so stärker, und dies war der Augenblick wo das Volk die Soldaten von der Hauptwache weggeprügelt hatte um sie von den Bürgern besetzt zu wissen, wie ich nachher erfuhr. Wehrend dieses Vorfals hatte man im Rathause die Fenster eingeschmissen und die Akten aus den Fenstern geworfen und verbrant im Erdgeschoße so wohl als wie eine Treppe hoch, als man auch zwei Treppen hoch das nehmliche hatte thun wollen tritt ein Mann auf und bedeutet der empörten Menge: dass sie doch wohl bedenken möchten was für ein grosses Unglück sie dadurch anstiften würden indem da so vieles Geld aufbewahrt wehre so Witwen und Weisen gehöre; Auf diese Anrede ist man sogleich abgezogen. Darauf ins Polizei Gebäude eingedrungen Thüren und Fenster eingeschmissen und alles und jedes verbrannt und mehrere Orten die Fenster eingeschmissen unter andern auch bei den Catholischen Bischof Mauermann. Aber es hatte den guten Leu-

ten die Verwüstung so sie in der Polizei angerichtet wohl auch noch nicht genug gedeucht und hatten von neuen Feuer angelegt und alles und jedes verbrant, erst um 4 Uhr nachmittags hat man diesen Leuten inhalt gethan. Von einer kleinen Reiter Abtheilung ist ein Offizier von einen Pflasterstein getroffen gleich tod zur Erde gefallen, ein anderer Offizier der wohl eingesehen dass durch Widerstand nicht auszurichten sei, hat dan Befehl gegeben an seine Soldaten die Bajonette abzunchmen, man mag ihm aber nicht verstanden haben denn er ist darauf gleich vom Volk so gemißhandelt worden, dass er bald gestorben, auch ist ein Bürger von einem Soldaten erstochen worden; auch ein Knabe soll bei dieser Gelegenheit sein Tod gefunden haben. Gestern erschien ein Anschlagzettel worin angekündigt wurde dass jeder der ein Freund der Ruhe und Ordnung sei sich mit ein weisses Tuch um den linken Arm gebunden erscheinen möchte, und daß der Prinz Friedrich zur bestimmten Zeit an den verschiedenen Plätzen in Neustadt, Altstadt und Friedrichstadt erscheinen würde um die Beschwerden des Volkes zu vernehmen. Ich war gerade zugegen als der Prinz Friedrich mit seinem Bruder Johann und vielen Generalen alle mit weissen Binden versehen auf dem alten Markt erschien; der Lärm und das Schreien und das Vivat rufen war aber so gross dass der Prinz wohl nicht die Menschen noch die Menschen den Prinzen verstanden. Jeder der eine weisse Binde trug und keine Waffen hatte wurden sie sogleich im Zeughause ausgeliefert. Selbst die Schüler von der Kreuzschule trugen Waffen sammt ihren Lehrern. Um 8 Uhr sollten die Häuser geschlossen sein und jeder Meister dafür sorgen dass seine Gesellen und Bursche zu Hause sein,

aber diese hatten [wie man sagt] mit wissen der Meister schon den ganzen Tag nicht gearbeitet. Filitz hat es mit angesehen wie gestern früh um 9 Uhr ein Trup junger Leute mit Knüppeln versehen die Wache am Wilsdruffer Thor angegriffen und in die Flucht geschlagen, bald darauf ist die Wache von Bürgern besetzt worden. Am Pirnaischen Thor ist des gleichen geschehen. Diese Nacht ist alles still und ruhig zugegangen wohl durch die starken Patulgen der Bürger erzwungen. Auch hat man den ersten Abend den Minister Einsiedel die Fenster eingeworfen und ihm laut beschimpft. Mehrere Personen sind verhaftet und wie man sagt bereits auf den Königstein geschafft die Bürger sollen ihre Auslieferung fordern. Die Schüler von der Kreuzschule freuen sich unendlich denn sie haben den Befehl von ihren Lehrern erhalten sich diesen Nachmittag unter die Waffen zu stellen. Auch haben sie schon durch einen abgeordneten Offizier einen Dank erhalten für ihr gutes und tapferes Benehmen bei der Ergreifung derer so das Polizeigebäude zerstört.

Ich lebe nun seit einige 30 Jahre in Dresden aber noch nie habe ich so viel freudige Gesichter gesehen als gestern. Filitz ist eben mit der weissen Binde am Arm ausgegangen. Vor allen Schlägen um die ganze Stadt liegt Militär (wie man sagt) zu Pferde und zu Fuss. Um 5 Uhr diesen Nachmittag wird der General-Marsch geschlagen werden und alle unter Waffen sich stellen auch die Kräuttschüler. Um die Anstifter dieses Aufruhrs zu fangen, denn die so die Fenster eingeworfen u.s.w. hält man nur für besoldete Leute, soll ein Mann auf den keken Gedanken gekommen sein einen freilich sehr grossen Hut machen zu lassen und diesen über ganz Dresden mit seinen Nebenstädten 33

und Vorstädten plötzlich zu stülpen, so wie die Kinder die Schmetterlinge fangen; denn die Unruhestifter und die so jetzt die Ruhe wiederherstellen halten viele für ein und dieselben Personen.

Abends 7 Uhr. Von den Leuten so eine weiß Binde um den Arm tragen und ein Gewehr in der Hand so die vergangene Nacht die Ruhe der Stadt anempfohlen worden und je zu 20 und 30 einen selbstgewählten Oberen gehabt soll es so zugegangen sein: 20 Mann haben auf den Brühlischen Garten die Wache gehabt, als sie eine kleine Zeit umher gegangen sprechen etliche was sollen wir denn hier es ist ja alles ruhig wir wollen doch zu Hause gehen. Wie sehr auch ihr Ober sich widersetzt so gehen sie doch alle bis auf zwei und diese sind den anderen auch bald nachgefolgt. ... Drei Zettel sind diesen Nachmittag an allen Ecken angeschlagen. In den einen spricht der Prinz Friedrich seinen Dank zu den Bürgern aus für die Aufrechterhaltung der Ruhe und Sicherheit der Stadt. Der andere Zettel kündigt an dass eine, ich glaube, Friede und Sicherheits Commission (nicht Polizei, denn dieser Name ist so verhasst) um Pässe auszufertigen. Der dritte Zettel zeigt an dass der Prinz F. von Montag an alle Beschwerden der Bürger in Person anhören will. Die Polizei Inspektoren haben sich geflüchtet auf die Dörfer werden aber da von den Bewohnern nicht geduldet.

**Hans Christian Andersen
Der Weg nach Dresden**

Andersen besuchte Dresden auf einer Deutschlandreise im Jahre 1831 und schrieb danach seine »Reise nach Dresden und in die Sächsische Schweiz«.

34

Der Weg von Meißen nach Dresden ist mit Akazien und Birnbäumen bepflanzt; auf den Feldern stehen Kohl und Kartoffeln, es ist ein wahrer Küchengarten! Freundliche Anhöhen, mit Wein und Laubholz bewachsen, liegen an beiden Seiten, und hinten bildet Meißen selbst, das mit seinem Schloß und Dom sehr hoch liegt, den herrlichsten Punkt in dem ganzen Gemälde; außerhalb der Stadt führt eine steinerne Brücke über die Elbe, wo Menschen gehen und fahren, ohne daran zu denken, viel weniger noch sich darauf etwas zugute zu tun, wie sie gerade dadurch das Ganze beleben. Je weiter man sich von hier entfernt, desto höher werden die Berge, und bald sieht man wie durch einen Schleier das deutsche Florenz, Dresden, mit seinen Türmen und Kuppeln vor sich liegen.

Als ich nach der Augustusbrücke kam, die ich schon so gut aus Kupferstichen und Gemälden kannte, kam es mir vor, als ob ich schon früher einmal im Traum hier gewesen wäre. Die Elbe wälzte ihre gelben Wellen unter den stolzen Bogen durch, auf dem Fluß war viel Leben und Treiben, aber weit mehr noch auf der Brücke; auf der Mitte jagten Wagen und Reiter, und auf beiden Seiten ging eine Masse Fußgänger im buntesten Wechsel; ungefähr mitten auf dem Fluß stand auf einem der Ausbaue, welche die einzelnen Pfeiler bilden, ein Kreuzifix von Metall. – Nun kamen wir nach der Altstadt, dem eigentlichen Dresden; die Brühlsche Terrasse mit ihrer breiten Treppe lag links, die katholische Kirche rechts und gerade vor uns das Tor, durch das wir in die eigentliche Stadt hineinfuhren.

Dresden steht als Übergangspunkt in der Mitte von Nord- und Süddeutschland da und hat auch einen gemischten Charakter von beiden. Es war die letzte große Stadt, die

ich nach Süden zu in Deutschland zu sehen bekommen sollte; dieser Gedanke fiel mir ein und war die Ursache, daß ich ganz wehmütig in die liebe Stadt hineinfuhr.

Die Stadt hatte für mich etwas einladend Freundliches; ich fühlte mich darin gleich wie zu Hause...

Welch einen Wechsel brachte mir jeder Tag, jede Stunde, in dieser teuren Stadt! Welch eine Menge von Ideen und Gefühlen durchströmte mich in den neun Tagen, die ich hier zubrachte! Vom Morgen bis zum Abend tummelte ich mich umher, und immer sah ich etwas neues.

Man empfahl mir, das »grüne Gewölbe« zu sehen. Es ist dies eine Reihe von Zimmern, die übrigens keineswegs grün sind, und niemand weiß so eigentlich, woher sie ihren Namen bekommen haben. Da gab es große Tische von Mosaik mit Blumen und Früchten; die Bilder der sächsischen Könige hingen in Lebensgröße an den Wänden; hier zeigte man Becher aus Silber und Gold und ein ganzes Zimmer voll Spielzeug aus Perlen und Edelsteinen. Echte Perlen in ihrer natürlichen Gestalt waren angebracht wie das Glied, dem sie am meisten ähnlich sahen, die Verbindung war durch Silber oder Gold. So war eine Perle der Magen, eine andere der Kopf oder ein Bein und so weiter. Ich sah Luthers Ring und ganze Schränke voll Edelsteinen und Kostbarkeiten, die so tot und nichtssagend in all ihrem Glanz dalagen, daß ich nahe daran war zu verzweifeln über allen diesen Reichtum, der mich gar nicht interessierte. Wären die Wände nicht von Spiegelglas gewesen, und hätte ich nicht darin mein eigenes Gesicht schauen können, in dem der Ausdruck unverkennbarer Langeweile mir vielen Spaß machte, da hätte es recht schlimm mit mir ausgesehen.

Luc
Vo
Tie
181
des
Alt
una
Ber
rati
Wi
sch
wa
un
sch
Kei
so
ma
der
hei
un
vor
nu
nic
Ku
sig
bre
un
die
Ma
no
lig

Ludwig Tieck
Vor Raffaels Madonna

Tieck hielt sich erstmals 1801–1803 in Dresden auf, kehrte 1819 dahin zurück und wurde 1825 Hofrat und Dramaturg des Hoftheaters. Seine Vorlesungen in seinem Hause am Altmarkt zogen bedeutende Persönlichkeiten aus Kunst und Literatur von ganz Europa an. 1841 ging Tieck nach Berlin als Vorleser des Königs, Geheimer Hofrat und Berater der königlichen Schauspiele.

Wir standen vor Rafael's Sixtinischer Madonna. Es ist schwer, von einem so ewigen, ganz vollendeten Werke etwas Bedeutendes zu sagen, und um so schwerer, je öfter und weitläufiger schon begeisterte Bewunderer oder forschende Kenner sich darüber haben vernehmen lassen.

Kein Werk, darin kommen alle überein, ist von Rafael so leicht, mit so weniger Farbe, so weniger Ausführung gemalt. Es hat darüber, weil es wohl rasch gefördert ist, fast den Charakter eines Freskobildes; in Hinsicht der Einfachheit, Erhabenheit, steht es vielleicht, wenn man einmal unterordnen will, allen Arbeiten dieses größten Malers voran. Es kommt mir vor, als wenn diese sublimen Erscheinung jene Ausführlichkeit so vieler anderer Meisterwerke nicht zuließe. Denn wie eine Erscheinung wirkt dieses Kunstwerk. Es ist sehr zu tadeln, daß man es so nachlässig eingerahmt hat; denn oben ist vielleicht eine Hand breit oder mehr umwickelt, wodurch die grünen Vorhänge und der obere lichte Raum verkürzt sind. Denkt man sich dieses jetzt Mangelnde hinzu, so schwebt die Gestalt der Maria, sowie des Sixtus und der Barbara noch deutlicher, noch mehr und lebendiger herab. Die Vision der drei Heiligen steigt in die Kirche selbst hernieder, sie erscheint

über dem Altar, und Maria bewegt sich im Niederschweben mit dem ersten Kinde in den Armen zugleich vor. Diese doppelte Bewegung erklärt den Flug des Schleiers, sowie das Zurückstreben des blauen Gewandes, der verklärte Papst, im brünstigen Gebet ist gleich in dieser knienden Anbetung und Stellung gewesen. Die heilige Barbara stand der Mutter Gottes nahe, doch geblendet von der Majestät und fast erschreckt von den tiefsinnigen Augen des Kindes ist sie so eben in die Knie gesunken und wendet das Antlitz. Diese Verbindung der früheren und späteren Bewegung liebte Rafael, fast alle seine Bilder zeigen sie, und keiner hat ihn in dieser Kunst, auf diese Weise wahres Leben, Seele in die Stellungen und Gruppen zu bringen, jemals erreicht. Die Engel, als Herolde, sind schon früher angelangt, und stützen sich unten ruhend auf dem Altar selbst. Getrost, kindlich unbefangen erwarten sie die Heiligen, und der Tiefsinn der Kindheit contrastirt mit dem Angesicht Christi und dem strengen Ernst seiner Augen gar schön. Wie unbegreiflich, wie manche sein wollende Kenner dieser Barbara etwas Weltliches oder gar Coquettes haben andichten wollen. Andre meinen, das Bild sei noch edler, wenn die Figur der Maria ohne alle Begleitung erschiene. Für wie Viele, die doch gern mitsprechen, ist das Vollendete doch immer ein fest versiegeltes Buch, und eben darum, weil es vollendet ist. Die Mehrzahl der Menschen kann sich nur am Einzelnen entzücken...

Nur verdient dieses Einzelne erst dann Lob, und kann nur verständig sein, wenn es aus dem Innern des Werkes und seiner Totalität verstanden wird.

Karl Immermann
Tiecks Vorlesungen

Der Dichter und Theaterleiter Karl Immermann schildert die Vorlesung Tiecks, die er bei seinem Besuch in Dresden im Jahre 1831 miterlebt hat, in seinem »Reisejournal«.

Tiecks Vorlesungen sind berühmt. Nach meiner Weise, von allem Bedeutenden in der Kunst den unbestimmten Nebel fern zu halten, habe ich mir dasjenige klar gemacht, was eigentlich daran das Wichtige und Vorzügliche ist. Es besteht darin, daß diese Vorträge für jedes Werk einen festen Gesichtspunkt nehmen, von diesem aus den Grundgedanken in größter Deutlichkeit hinstellen und so eine Vorstellung von der inneren Einheit der Dichtung erwecken, wie sie keine theatralische Leistung der gegenwärtigen Art zu geben vermag. So habe ich nun erst einen Begriff von der Intention Shakespeares bei der Peripetie und Katastrophe in »Romco und Julie« bekommen. Tieck hebt nämlich die alles überfliegende Liebesglut des Paares auf eine Weise heraus, daß man es natürlich findet, wenn alle Personen, die in diesen flammenden Kreis gerissen werden, den Kopf verlieren und die Liebenden in der Nacht des Todes nur einen Augenblick auf Botschaft und Nachricht zu warten unfähig sind. Soll ich bei dieser Vorlesung noch etwas Einzelnes preisen, so ist es, wie er den Lorenzo nimmt. Rührender ist mir nie das Bild des milden, hilfreichen, furchtsamen Alters erschienen.

Sonst ragt besonders der Ausdruck des Gewaltigen, Erhabenen, Starken hervor. Im Naiven und Zärtlichen fand ich nicht immer die Reinheit der Natur, und das Komische hätte ich zuweilen etwas stärker koloriert gewünscht. – Darum ist aber auch die Lesung einer griechischen Tragö-

die das Größte, was man in dieser Sphäre vernehmen kann. Er hatte die Güte, meinen Wunsch zu erfüllen, und wählte den Oedipus in Kolonos. Die Stärke des Tons, das Getragene, die vollkommene Deutlichkeit, womit die schwierigsten Fügungen hervortraten, endlich die Musik, die er in die Rezitation der Chorstrophen zu legen wußte, alles dieses war bewundernswert. Er las nach der Solgerschen Übersetzung, und ich könnte nicht sagen, daß mir ein einziger Vers unklar geblieben wäre. Schauspielern, denen daran läge, ein dramatisches Gedicht als Ganzes, wie es der Dichter empfand, hinzustellen, würden solche Vorträge von größtem Nutzen sein, und wenn die Anschauungen, die wenigstens in mir da gekeimt sind, Wurzeln schlügen, so dürfte manches, was als unausführbar zurückgewiesen wird, den ausführbaren Tand verdrängen.

Richard Wagner **»Rienzi«**

Richard Wagner war von 1843 bis zu seiner Flucht im Jahre 1849 am Dresdner Hoftheater tätig. Seine Opern »Rienzi«, »Der fliegende Holländer« und »Tannhäuser« wurden hier uraufgeführt.

Am 19. November vollendete ich endlich diese umfangreichste aller Opern (Rienzi) gänzlich. Ich hatte mich bereits dafür entschieden, dieses Werk dem Dresdner Hoftheater zur ersten Aufführung anzubieten, um im glücklichen Fall hierdurch mir wieder die Brücke nach Deutschland zu bauen. Für Dresden hatte ich mich bestimmt, weil ich dort in Tichatschek den besten Tenoristen für die Hauptrolle anzutreffen wußte; dazu rechnete ich auf meine Bekanntschaft mit der von früher her mir freundlich

gesinnten Schröder-Devrient, welche sich aus Rücksichten für meine Familie schon seinerzeit für die Empfehlung meiner »Feen« am Dresdner Hoftheater, wenn auch vergeblich, bemüht hatte. Außerdem kannte ich den Theatersekretär, Hofrat Winkler (genannt Theodor Hell), einen alten Freund meiner Familie, auch der Kapellmeister Reissiger war mir, bei Gelegenheit jenes Jugendausfluges mit Apel nach Böhmen, durch einen in Dresden lustig verlebten Abend bekannt geworden. An all diese Genannten setzte ich nun beziehungsweise, beredsame Briefe auf, fügte ein offizielles Schreiben an den Intendanten Herrn von Lüttichau, ja sogar ein formelles Bittgesuch an den König von Sachsen bei und machte alles zur Versendung fertig.

Die Proben

Für jetzt brachte mir diese Arbeit den erwünschten Erfolg ein: Reissiger hielt beim Studium des »Rienzi« gebührend aus. Mehr als meine Opernverse ihn im Zuge hielten, wirkte hierauf jedoch die wachsende Teilnahme der Sänger, vor allem Tichatscheks wahre Begeisterung dafür. Für ihn, der so gern um einer Jagdpartie willen den Unterhaltungen am Klavier des Theaterfoyers entsagte, waren die Proben des »Rienzi« bald wahre Feste, zu welchen er immer mit strahlenden Augen und ausgelassener guter Laune erschien. Ich befand mich hierbei bald wie in einem fortgesetzten Rausche; besondere Lieblingsstellen wurden von den Sängern bei jeder Probe mit Akklamation begrüßt, und ein Ensemblestück des dritten Finales, welches später leider gänzlich aus allen Aufführungen (der Länge wegen) ausgelassen werden mußte, wurde bei diesen Gelegenheiten sogar für mich zu einer Erwerbsquelle. Tichatschek

behauptete nämlich, dieses h-Moll sei so schön, daß man nur jedesmal etwas dafür zahlen müsse, und legte einen blanken Silbergroschen auf, die übrigen Sänger zur Nachahmung auffordernd, in bester Laune ward von allen redlich beigesteuert; wenn wir so weit kamen, hieß es in jeder Probe: »Jetzt kommt die Neugroschenstelle«, und Frau Schröder-Devrient, als auch sie ihre Börse ziehen mußte, erklärte, dieses Studium würde sie noch völlig arm machen. Ich erhielt jedesmal gewissenhaft diese sonderbare Tantieme überliefert, und keiner ahnte, daß dieses scherzhafte Honorar mir und meiner Frau oft höchst erwünscht zur Bestreitung der Tagesmahlzeit kam... Ich glaube, daß das gesamte Theaterpersonal bis auf die untergeordneten Angestellten mich wie ein wahres Wunder lieben, und irre wohl nicht, wenn hierzu die Teilnahme und das gerührte Mitgefühl für einen jungen Mann, von dessen ungemainen Lebensnöten wohl alle eine Vorstellung haben mochten und der nun aus völliger Unbekanntheit plötzlich in Glanz heraustrat, viel beitrug. Als in der Erholungspause der Generalprobe die Mitglieder sich nach verschiedenen Seiten zerstreuten, um durch ein Frühstück die ermüdeten Nerven zu erfrischen, blieb ich still auf einem Brettergerüst der Bühne sitzen, um niemand die Verlegenheit merken zu lassen, in welcher ich mich befand, gleich ihnen mich bedienen zu lassen. Ein invalider italienischer Sänger, welcher eine kleine Rolle im »Rienzi« sang, schien dies zu bemerken und brachte mir gutmütig ein Glas Wein und ein Stück Brot herbei.

Ot
An
Ot
ers
ßer
stä
Ve
tur
...
vie
Die
kar
Au
ser
Lau
sen
sizi
(vie
wur
Säu
und
bril
füll
beic
abg
Gas
rass
gesp
Käh
und

Otto Ludwig
An L. Ambrunn

Otto Ludwig kam 1849 endgültig nach Dresden, das er erstmals im Frühjahr 1843 besucht hatte. Durch den großen Schauspieler Ludwig Devrient, der sich für sein Polerstück »Die Rechte des Herzens« einsetzen wollte, nahm er Verbindung mit Karl Gutzkow, dem damaligen Dramaturgen des Hoftheaters auf. Ludwig starb 1865 in Dresden.

Dresden 3 ten September 1843

... Wenn Du doch nur einmal das schöne Dresden nur auf vier Wochen (id est Sommerwochen) besuchen könntest. Die Gegend ist nicht zu beschreiben. Vor einigen Tagen kam ich Abends spät vom Weißen Hirsch, von wo man die Aussicht über das ganze reizende Elbthal hat an den Häusern vorbei, die hart an der Elbe liegen; da ist Laube an Laube, drinn wohnen die Leute den Abend über und essen, trinken, lesen, schreiben und stricken pp, singen, musizieren und lachen, gegenüber die Brühlsche Terrasse (vielleicht 3 Stock hoch über der Elbe stehend) mit dem wunderschönen Belvedere, einem fabelhaften Gebäude mit Säulen, Bögen pp wie ein Schmetterling, Fenster an Fenster und das Ganze (es ist rund und hat eine Kuppel) auf das brillianteste erleuchtet und von sehr hübscher Musik erfüllt, die herüber klingt, eine ziemliche Reihe Laternen auf beiden Seiten, rechts dann in einem rechten Winkel davon abgehend die Doppelreihen von Laternen (alle mit großen Gasflammen) die Riesenbrücke entlang und Belvedere, Terrasse und Brücke mit ihren tausend Lichtern, alles widergespiegelt von der breiten, schönen Elbe, auf der Schiffe und Kähne, darunter Dampfschiffe, die die Beleuchtung hier und da zauberisch streift.

Richard Wagner
»Der fliegende Holländer«

Diese Aufführung (erste des Fliegenden Holländer) fand nun am 2. Januar des neuen Jahres (1843) statt. Der Erfolg derselben war für mich äußerst lehrreich und leitete die entscheidende Wendung meiner späteren Schicksale ein. Zunächst hatte ich aus der im ganzen mißglückten Aufführung mir die Lehre zu entnehmen, welcher besonnenen Sorgfalt es bedürfte, um mich des entsprechenden Ausfalles der dramatischen Darstellung meiner neueren Arbeiten zu versichern. Ich erkannte, daß ich mehr oder weniger der Meinung gewesen war, meine Partitur müsse sich ganz von selbst verständlich machen und meine Sänger müßten ganz von selbst dazu kommen, es mir recht zu machen. Mein braver alter Freund Wächter, zur Zeit der ersten Blüte der Henriette Sontag ein beliebter »Barbier von Sevilla«, war, wie ich bereits erwähnte, allerdings von vornherein bescheidenerweise einer andern Ansicht gewesen. Seine gänzliche Unfähigkeit zu der schwierigen Rolle meines energisch leidenden grauenhaften Seefahrers ging leider selbst der Schröder-Devrient zu spät erst in den Theaterproben auf. Der bedenkliche Embonpoint Wächters, namentlich sein rundes breites Gesicht und die sonderbaren Bewegungen seiner Arme und Beine, welche unter seiner Handhabung nur körperliche Stümpfe zu sein schienen, brachten meine leidenschaftliche »Senta« zur Verzweiflung. In einer Probe brach sie an der Stelle der großen Szene im 2. Akt, wo sie zu dem erhabenen Trost der Heilverkündigung in der Stellung eines Schutzengels zu ihm trat, plötzlich ab und raunte mir leidenschaftlich in das Ohr: »Wie kann ich's herausbringen, wenn ich in diese

kleinen Rosinenaugen blicke? Gott, Wagner, was haben Sie da wieder gemacht?« Ich tröstete sie so gut ich konnte und verließ mich heimlich auf den Herrn von Münchhausen, der mir denn auch wirklich versprach, des Abends sich im Parkett so aufzustellen, daß die Devrient ihn erblicken müsse. Wirklich gelang es auch der durchaus genialen Leistung meiner großen Künstlerin trotz der grauenhaften Öde, in der sie sich auf der Bühne befand, mit dem zweiten Akte alles zu enthusiastischer Wärme hinzureißen. Der erste Akt, welcher dem Publikum nichts als eine langweilige Unterhaltung des Herrn Wächter mit jenem Herrn Risse, der mich am Tage der ersten Aufführung des Rienzi zu einem guten Glas Wein eingeladen hatte, bot, und dann der dritte Akt, in welchen das höchste Toben des Orchesters das Meer nicht aus seinem zahmsten Behagen und das Gespensterschiff nicht aus seiner vorsichtigsten Aufstellung bringen konnte, versetzten das Publikum in Stauen darüber, wie ich nach dem »Rienzi« wo doch in jedem Akte so sehr viel vorging und Tichatschek in immer neuen Anzügen glänzte, nun dieses so gänzlich schmucklose, dürftige und düstre Werk hätte bieten können.

Richard Wagner
Grabrede auf Carl Maria von Weber*

Hier ruhe denn! Hier sei die prunklose Stätte, die uns Deine teure Hülle bewahre! Und hätte sie dort in Fürstengrüften geprangt, im stolzesten Münster einer stolzen Nation, wir wagten doch zu hoffen, daß Du ein bescheidenes Grab in

* Gehalten am 16. Dez. 1844 nach der Überführung von Webers Asche aus England.

deutschem Boden Dir lieber zur letzten Ruhestatt erwählt! – Du gehörst ja nicht jenen kalten Ruhmsüchtigen an, die kein Vaterland haben, denen das Land der Erde das liebste ist, in welchem ihr Ehrgeiz den üppigsten Boden für sein Gedeihen findet. – Zog Dich nicht ein verhängnisvoller Drang dorthin, wo selbst das Genie sich zu Markte bringen muß, um zu gelten, so wandtest Du zeitig genug schnsuchtsvoll Deine Blicke nach dem heimatlichen Herde, nach dem bescheidenen ländlichen Sitze, wo Dir an der Seite Deines trauten Weibes Lied auf Lied aus dem Herzen quoll. »Ach! Wäre ich wieder bei Euch, Ihr Lieben!« Das war wohl Dein letzter Seufzer, mit dem Du dort dahinschiedest! – Warst nun Du ein so gemütvoller Schwärmer, wer will uns tadeln, wenn wir gerade Dir mit gleicher Neigung begegnen, wenn wir auch diese Schwärmerei recht innig teilen und gern dem stillen Wunsche nachhingen, Dich wieder bei uns in der lieben Heimat zu haben? O, diese Schwärmerei, sie hat Dich mit sympathetischer Gewalt zum Liebling Deines Volkes gemacht! Nie hat ein deutscherer Musiker gelebt als Du! Wohin Dich auch Dein Genius trug, in welches ferne, bodenlose Reich der Phantasie, immer doch blieb er mit jenen tausend zarten Fasern an dieses deutsche Volkeshertz gekettet, mit dem er weinte und lachte wie ein gläubiges Kind, wenn es den Sagen und Märchen der Heimat lauscht. Ja, diese Kindlichkeit war es, die Deinen männlichen Geist wie sein guter Engel geleitete, ihn stets rein und keusch bewahrte: und in dieser Keuschheit lag Deine Eigentümlichkeit: wie Du diese herrliche Tugend stets ungetrübt erhieltest, brauchtest Du nicht zu erdenken, nichts zu erfinden – Du brauchtest nur zu empfinden, so hattest Du das Ursprünglichste erfunden.

Du bewahrtest sie bis an den Tod, die höchste Tugend. Du konntest sie nie opfern, dieses Erbmals Deiner deutschen Abkunft Dich nie entäußern. Du konntest uns nie verraten! – Sieh, nun läßt der Brite Dir Gerechtigkeit widerfahren, es bewundert Dich der Franzose, aber lieben kann Dich nur der Deutsche, Du bist sein, ein schöner Tag aus seinem Leben, ein warmer Tropfen seines Blutes, ein Stück von seinem Herzen – wer will uns tadeln, wenn wir wollten, daß deine Asche auch ein Teil seiner Erde sein sollte?

Karl Gutzkow **Bewegte Zeiten am Hoftheater**

Karl Gutzkow bereiste Dresden erstmals 1833 zusammen mit Heinrich Laube. 1847–49 war er Dramaturg am Dresdner Hoftheater und lebte dann bis 1861 in Dresden als freier Schriftsteller.

Mein »Uriel Acosta« war kurz vor Weihnachten 1846 gegeben worden und hatte einen stürmischen Erfolg gehabt, der vollends nach dem vierten Akte einer Demonstration gleichzukommen schien. Wenigstens faßte es so König Friedrich August auf, jener Unglückliche, der in Tirol aus dem Wagen stürzte. Er erließ ein Schreiben an den Intendanten, worin der diesem anzeigte, daß er ihm künftig einen Zensor setzen würde, wenn Stücke so aufregender Art wie die »Karlsschüler« und dies neue gegeben werden würden. »Acosta« durfte nicht wiederholt werden. Als ich hiervon Mitteilung erhielt, forderte ich meine Entlassung als Dramaturg, noch ehe ich mein Amt angetreten hatte. »Bei Beginn meiner Tätigkeit so von oben her begrüßt«, schrieb ich, »würde ich beim Personal kein Vertrauen finden.« Die Gattin des Intendanten, eine geborene von Knobelsdorf,

eine geistvolle, scharfblickende, ungemein wohlwollende Frau, die mich drei Jahre lang betrachtete, als befände ich mich im Wirkungskreise ihres Mannes in prosaischer, meiner nicht würdiger Gesellschaft, mahnte mich durch ein vertrauliches Billett, ja die persönliche Begegnung mit ihrem Manne fürs erste zu vermeiden. Das königliche Billett hätte ihn außer sich gebracht. Übrigens wäre mein Entlassungsgesuch das richtige gewesen und hätte an hoher Stelle »imponiert«. Prinz Johann bekäme die Mission, das Stück im Texte durchzusehen und daran den Zensor zu machen. Es konnte immerhin einige Zeit verstreichen, bis es an den Intendanten von dem noch in Weesenstein wohnenden Prinzen zurückgelangte. Nach einigen Tagen verlangte Philalethes nur, daß statt »Priester« durchweg »Rabbiner« gesagt werde. Das Stück wurde freigegeben.

Otto Ludwig **An E. Winkler**

Mein dummes Mädel. 1847 (ohne Datum)
So eben komm' ich von Gutzkow, der mich sehr freundlich empfangen hat. Es war gut, daß ich gestern Abend noch dort war, wenn ich ihn auch nicht zu Hause fand. Durch meine Karte, die ich abgab, wurd' er an mich erinnert und so hatt' er doch wenigstens 2 Aufzüge von dem Polenstück gelesen, von welchem er sagte, daß Devrient sich so außerordentlich dafür interessiere...

Ich hatte mir in Gutzkow eine ganz andere Persönlichkeit vorgestellt. Er ist groß und stark, gesunder Gesichtsfarbe, großer, gebogener, weit herausstehender, starker Nase, kleinen Mundes und Kinns, breiter Stirne und hat in seinem Wesen eher etwas Gemüthliches, Behagliches. Mir ge-

fiel er sehr wohl, weit besser als Laube. Auch konnt' ich das Vornehme nicht in ihm finden, wovon mir gesagt worden war. Auf Devrients Urtheil, den er einen »feinen Kenner« nennt, scheint er viel zu geben, was mir um seinetwillen, um meinetwillen aber noch mehr lieb war...

Gustav Freytag

Die Gründung des Handwerkervereins

Gustav Freytag, der 1844 seine germanistischen Vorlesungen in Berlin eingestellt hatte und sich immer intensiver seiner schriftstellerischen Tätigkeit widmete, kam im Jahre 1847 nach Dresden, ehe er 1848 zusammen mit Julian Schmidt die Leitung der Wochenzeitschrift »Die Grenzboten« in Leipzig übernahm. Freytag war zeitweise Mitglied der Dresdner »Montagesgesellschaft« und gründete den Handwerkerverein.

Unter den zahlreichen Versammlungen, welche zusammenliefen, waren auch die der »Fremden«, der in Dresden lebenden Nichtsachsen, welche für sich die Wahl eines besonderen Abgeordneten zu der Nationalversammlung zu Frankfurt beehrten, ein Verlangen, dessen Erfolgslosigkeit selbstverständlich war. Da diese Versammlungen aber meist aus Arbeitern, Gesellen und Gehilfen der Dresdener Geschäfte bestanden, so kam dabei alles Mögliche, was den Mitgliedern in ihrem bescheidenen Leben beschwerlich genug war, zur Sprache; zahlreiche Redner schilderten den Druck und das Unleidliche ihrer eignen Verhältnisse, die Härte der Arbeitgeber, das eienende Hausen in Schlafstellen ohne ein Daheim, den Mangel an Gelegenheit, sich weiter zu bilden und anderes Traurige. Endlich gab einer von ihnen aufgeregt und wirksam den bitteren Gefühlen Aus-

druck, die ein fremder Arbeiter haben müsse, wenn er ohne jeden Familienhalt allein und müde in der großen Stadt am Feierabend durch die Straßen gehe, vorüber an großen Sälen mit schönen Tapeten, wo die Kronleuchter brennen, vergoldete Spiegel hängen und die reichen Leute sich gesellig vergnügen, immer vorüber, um selbst eine schlechte Spelunke aufzusuchen oder seine kalte Dachkammer. Als er geendigt hatte und die Versammelten gerade ihr Schicksal düster empfanden, da lag es nahe ihnen zu sagen, daß sie selbst das Behagliche, was ihrem Leben fehlte, ebenso gut haben könnten wie die Reichen, wenn nicht einer allein, doch im Bunde mit anderen. Dazu gerade seien die Vereine gut, und ich rechnete ihnen vor, wenn jeder der Anwesenden von seinem Verdienst monatlich nur wenige Groschen abgebe, so könnten sie sich auch einen Saal mieten mit Kronleuchter und Tapeten, mit einem erwählten Kastellan, der ihnen zu billigem Preise Speise und Getränk verkaufe, mit Zeitungen zum Lesen, vielleicht später mit einer kleinen Bibliothek, einem Gesangverein usw. Wenn sie wirklich dazu den guten Willen hätten, so werde sich wohl jemand finden, der die nötige Bürgschaft gegen den Besitzer des Lokals übernehme, und wenn 5-600 Mann zusammen kämen, so wollte ich ihnen das besorgen. Die Hauptsache freilich müßten sie selbst tun. Und ich erzählte ihnen von dem Berliner Handwerkerverein, den ja manche von ihnen bereits kannten. Der Gedanke gefiel. Es wurde sogleich ein Komitee niedergesetzt, darauf Statuten entworfen, vierundzwanzig Ordner, mit Schärpen, gewählt, ein passendes großes Lokal wurde gemietet mit schönem großen Kronleuchter, vergoldetem Spiegel und blauer Tapete - es war damals dergleichen in Dresden billig zu ha-

ben - und der Fremdenverein, der sich bald Handwerkerverein nannte, trat zusammen.

Friedrich Hebbel

Die Sixtinische Madonna

Friedrich Hebbel stattete der Dresdner Galerie auf seiner Reise nach Italien 1844 einen Besuch ab.

Das hätt' ein Mensch gemacht? Wir sind betrogen.
Das rührt nicht her von einer ird'schen Hand!
Das ist entstanden, wie der Regenbogen,
Und auch, wie er, ein göttlich Unterpand!
Als einst die Himmelskönigin sich zeigte,
Als sie von ihrem Throne, sanft und mild,
Sich auf die dunkle Erde niederneigte,
Da seufzte jedes Herz nach ihrem Bild.
Und sich: des Äthers reinste Tropfen fallen,
Der Sonne hellste Strahlen fallen drein
Und wie sie blitzend durcheinander wallen,
So fangen sie den holden Widerschein.
Er selber aber hält sie nun zusammen,
Und ein krystall'ner Spiegel bildet sich
Aus glüh'n den Perlen und aus feuchten Flammen,
In dem auch keine Linie erblich.
Schau hin! Dein Auge wird Dir immer sagen,
Was Thau ist oder Licht im kleinsten Punkt,
Drum soll sich keiner an dies Wunder wagen,
Der seinen Pinsel bloß in Farben tunkt.
Viel lieber soll's die Zukunft ganz betrauern,
Als nur zur Hälfte sich erhalten seh'n:
In einer Sage mög' es ewig dauern,
In einem Abbild nicht zu Grunde geh'n.

Vom Maiaufstand und den Dresdner Konferenzen bis zur Jahrhundertwende

Richard Wagner
Der 7. Mai 1849

Der Sonntag war einer der schönsten Tage dieses Jahres; ich wurde durch den Gesang einer Nachtigall geweckt, welcher aus dem unweiten Schützeschen Garten zu uns heraufdrang; eine selige Ruhe und Stille lag über der Stadt und der von meinem Standpunkt aus übersehenen weiten Umgegend Dresdens; nur gegen Sonnenaufgang senkte sich ein Nebel auf diese letztere herab; durch ihn vernahmen wir plötzlich, von der Gegend der Tharandter Straße her, die Musik der Marseillaise klar und deutlich zu uns herdringen; wie sie immer mehr sich näherte, zerstreuten sich die Nebel, und hell beschien die glutrot aufgehende Sonne die blitzenden Gewehre einer langen Kolonne, welche von dorthier der Stadt zuzog. Es war unmöglich, dem Eindrucke dieser andauernden Erscheinung zu wehren; dasjenige Element, welches ich so lange im deutschen Volke vermißt und auf dessen Kundgebung verzichten zu müssen nicht wenig zu den bisher mich beherrschenden Stimmungen beigetragen hatte, trat plötzlich sinnfällig in lebensfrischer Farbe an mich heran; es waren dies nicht weniger als einige tausend gut bewaffnete und organisierte Erzgebirgler, meist Bergleute, welche zur Verteidigung Dresdens herangekommen waren. Bald sahen wir sie auf dem Altmarkt, dem Rathaus gegenüber, aufmarschieren und nach jubelnder Bewillkommung dort zur Erholung vom Marsche sich lagern. Gleiche Zuzüge setzten sich fast den ganzen Tag über fort; und der Lohn der tapferen Tat des vorigen Tages schien sich jetzt in erhebender Weise einstellen zu wollen. Im Angriffsplan der Truppen schien eine Veränderung eingetreten zu sein, was aus den mehrseitigen,

aber nicht mehr so konzentrierten Attacken auf verschiedene Punkte zugleich sich erkennen ließ. Die Zugezogenen hatten vier kleine Kanonen mitgebracht, das Eigentum eines Herrn Thade von Burgk, welcher mir früher durch eine sehr wohlwollende, aber bis zur Lächerlichkeit langweilige Rede beim Stiftungsfest der Dresdener Liedertafel bekannt geworden war; woran es mich, da nun sein Geschütz von den Barrikaden gegen die Truppen abgefeuert wurde, sonderbar ironisch gemahnte. Einen ungleich bedeutungsvolleren Eindruck erhielt ich aber, als ich gegen elf Uhr das alte Opernhaus, in welchem ich vor wenigen Wochen noch die letzte Aufführung der Neunten Symphonie dirigiert hatte, in hellem Brand aufgehen sah. Von je, wie ich gelegentlich schon erwähnt, war die Feuergefährlichkeit dieses mit Holz und Leinwand angefüllten, seinerzeit nur provisorisch errichteten Gebäudes der schreckende Gegenstand der Befürchtung von Feuersgefahr gewesen. Man sagte mir, es sei, um einem gefährlichen Angriffe der Truppen von dieser bloßgelegten Seite her zu begegnen und zugleich die berühmte Sempersche Barrikade vor einer übermächtigen Überrumpelung zu schützen, aus strategischen Gründen in Brand gesteckt worden; woraus ich mir entnahm, daß derlei Gründe in der Welt ein für allemal mächtiger als ästhetische Motive bleiben, aus welchen seit langer Zeit vergeblich nach Abtragung dieses häßlichen, den eleganten Zwinger so arg entstellenden Gebäudes verlangt war. Von so ungemein leicht brennbarem Stoff angefüllt, brach dieses in seinen Dimensionen sehr imposante Haus in kürzester Zeit in ein ungeheures Flammenmeer aus. Als dieses auch die Metaldächer der anliegenden Galerie des Zwingers erreichte und diese in wunderbar bläulichen Flammenwellen

zu wogen begannen, äußerte sich unter uns Zuschauenden das erste Bedenken; man glaubte das Naturalienkabinett bedroht; andere dagegen bewiesen, es sei die Rüstkammer, wogegen ein Bürgerschütz äußerte: in diesem Fall sei es nicht schade, wenn dort die »ausgestopften Adelige« verbrannten. Es schien aber, daß man aus Kunsteifer dem Weitergreifen des Brandes zu wehren wußte, welcher in Wahrheit dort nur geringen Schaden angerichtet hatte. —

Friedrich Ferdinand Graf von Beust **Die Dresdner Konferenzen**

Beust ist 1809 in Dresden geboren. Seine antipreußische Politik führte Sachsen 1866 auf die Seite der Österreicher. Als sächsischer Außenminister seit 1849 und als Ministerpräsident seit 1858 vertrat er die Triasidee (Versuch im Deutschen Bund, mit den Mittel- und Kleinstaaten eine dritte Macht neben Österreich und Preußen zu schaffen). Beust nahm an den Dresdner Konferenzen 1850 teil.

Was nun weniger auf geschichtliches Interesse Anspruch machen konnte, war folgendes: Ein Dresdner Professor der Maler-Akademie (Vogel von Vogelstein), der bereits hochbetagt, in früherer Zeit sehr Tüchtiges geleistet, seitdem aber nachgelassen hatte und jetzt kein Feld der Tätigkeit mehr finden konnte, hatte sich in den Kopf gesetzt, ein großes historisches Bild aus der Konferenz zu machen, wobei er zwei Schwierigkeiten begegnete. Einesteils fand der gesicherte Ankauf des Bildes durch den König Anstand, andererseits aber wollte Fürst Schwarzenberg, welcher, weil es ihn langweilte, nie einem Maler gesessen hatte, von dieser Verewigung nichts wissen. Was tut unser Professor? Er überzeugt den König davon, daß der Fürst Schwarzenberg

sich für das Bild interessiert, und überzeugt den Fürsten Schwarzenberg davon, daß der König das Bild wünsche, und zur Milderung des Urteils über dieses Vorgehen füge ich hinzu, daß er selbst von beidem überzeugt war, weil er das Gegenteil für unmöglich hielt. Fürst Schwarzenberg sagte zu uns: »Mich braucht er als Wouwermanns'schen Schimmel«, nämlich der weißen Uniform wegen. Auf dem Bilde stand auf der einen Seite Fürst Schwarzenberg im Gespräch mit Pfordten, auf der anderen Seite sah man Freiherrn von Manteuffel an einem Tisch sitzend, auf dem ich ihm eine Schrift vorlegte. Eines Tages komme ich zu dem Maler, um ihm zu sitzen, und da erblickte ich mich von einer großen Gestalt an den Tisch gedrückt und kaum zur Hälfte sichtbar. »Was soll das sein?« sagte ich. »Ach, das ist der Minister von Mecklenburg, er ist hier absolut notwendig.« – »So? Und warum?« – »Weil er eine rote Uniform hat und das am besten koupiert.« – »Aber, ich bitte, sehen Sie doch, wenn ich mich aufrichte, stoße ich Mecklenburg vor den Kopf, und das will ich nicht, das Ganze sieht auch aus, als ob man mich an der Vorlage verhindern wollte.« Mein Professor aber wäre trostlos ohne den roten Rock gewesen. »Nun meinetwegen«, sagte ich: »Lassen Sie die gedrückte Stellung, sie paßt zu gedrückter Stimmung!«

Iwan Turgenjew

Onkeldchen auf der Brühlschen Terrasse

Turgenjew studierte 1838–41 Philosophie und Literatur in Berlin und kam 1843 mit Bjelinski abermals nach Deutschland. Er lernte auch Dresden kennen, in dem eine Szene seines 1862 erschienenen Romans »Väter und Söhne« spielt. In Dresden auf der Brühlschen Terrasse, zwischen zwei und

vier Uhr nachmittags, in der fashionabelsten Zeit zum Spaziergehen, können Sie einen etwa fünfzigjährigen Mann treffen, der bereits völlig ergraut ist und anscheinend an Podagra leidet, aber noch schön und elegant gekleidet ist und jenes besondere Gepräge hat, das einem Menschen nur ein langes Verweilen in den höchsten Gesellschaftsschichten verleiht. Das ist Pawel Petrowitsch. Er fuhr von Moskau ins Ausland, um seine Gesundheit wiederherzustellen, und blieb in Dresden hängen, wo er meist mit Engländern und durchreisenden Russen verkehrt. Im Umgang mit Engländern hält er sich schlicht, fast bescheiden, doch nicht ohne Würde; sie finden ihn ein wenig langweilig, aber achten in ihm den vollendeten Gentleman, »a perfect gentleman«. Mit den Russen ist er ungezwungener, gibt seiner Galle freien Lauf, macht sich über sich selber und über sie lustig; doch alles dies kommt bei ihm sehr lieb heraus: lässig und zugleich schicklich. Er hat slawophile Anschauungen, es ist bekannt, daß dies in der höchsten Gesellschaft als très distingué gilt. Er liest nichts Russisches, doch auf seinem Schreibtisch befindet sich ein Aschenbecher, der die Form eines bäuerlichen Bastschuhes hat. Unsere Touristen machen ihm sehr den Hof. Matwej Iljitsch Koljasin, der sich »zeitweilig in der Opposition« befand, besuchte ihn großmütig auf der Durchreise in die böhmischen Bäder, und die Einheimischen, mit denen er übrigens wenig zusammenkommt, schauen fast in Ehrfurcht zu ihm auf. Niemand kann ein Billet für die Hofkapelle, das Theater und so weiter so schnell und leicht bekommen wie der »Herr Baron von Kirsanoff«. Er tut immer Gutes, soviel er kann; lärmt immer noch ein wenig; nicht umsonst war er doch einmal ein Löwe...

Henrik Ibsen

In der Bildergalerie

Henrik Ibsen kam 1852 auf einer Studienreise nach Dresden, wo er sich auch zwischen 1864 und 1891 oft aufhielt.

Und Raffaels »Sixtinische Madonna«,
Die das Erlöserkind im Arme hält,
Indes umspannt das heitre Himmelszelt
Der Engelsköpfe strahlende Kolonne! –
Und froh sitzt in des Ladens kleiner Welt
Der fleißige Niederländer in der Sonne,
Rings tote Hühner, Enten ihm gesellt
Und fette Gäns' und andre Erdenwonne. –
Der eine wird den andern nicht verdunkeln,
Das Veilchen kann mit Tulpen und Ranunkeln
Im gleichen Strauße prangen um die Wette.
Darf ich drum nicht im nämlichen Sonette,
Wie Anemonen mit der goldnen Iris,
Vereinen Raffael mit Jan van Mieris!

»Dresdner Nachrichten«

Der Brand des Dresdner Hoftheaters am 21. 9. 1869

Fünf Minuten vor Zwölf Mittags zeigte der Kreuztürmer den Brand des kgl. Hoftheaters an. Die grelle, furchtbar wütende Feuerflamme loderte zu allererst aus dem Dachstuhl und den direkt darunter liegenden Fenstern heraus und zwar aus jener Gegend, wo sich der Kulissenboden befand. In rapider Schnelligkeit verbreitete sich die Flamme, immer größere Dimensionen annehmend, sodaß die herbeigeeilten Spritzen und die Rettungs- und Löschmannschaften ohnmächtig an der Riesenbrandstätte standen. Dicker, 41

tiefschwarzer Qualm wälzte sich durch die Fenster aller Etagen, und dazwischen leckte die blutrote Flamme heraus, wachsend und wachsend, bis sie zu einem gigantischen Feuermeere sich gestaltete. Was gerettet werden konnte, wurde noch herausgeschleppt, und hunderte von Händen trugen, was wegzubringen war. Musikinstrumente, Pauken, Violinen, Baßgeigen, alles das wanderte nach dem Hofe des Finanzhauses, während auf offenem Platze rotgepolsterte Bänke, Sessel, Türen usw. lagerten, die, zerrissen und zerbrochen, einen traurigen Anblick boten. Die Gewalt des Feuers war trotz des geringen Windes so groß, daß glühende Kohlen und glimmendes Notenpapier bis auf den Pirnaischen Platz flogen und dort von den Füßen der Passanten zertreten, die Trottoirs schwarz färbten. Das Landhausgäßchen, sowie der Hof des Landhauses selbst waren mit Kohlen und Asche übersät. Da am Theatergebäude selbst nichts mehr zu retten war, so war die erste und notwendigste Sorge darauf gerichtet, daß das Museum, Hotel Bellevue und das kgl. Schloß geschützt werden mußten. Fortwährend arbeiteten die Wasserschläuche auf den Dächern. Massenhaftes Publikum umlagerte den Feuerherd. Die Terrasse, die Terrassentreppe, die Hauptwache, die Brücke, der Zwinger und seine Umgebung, alles das war dicht gedrängt von Zuschauern besetzt, und Verletzungen an Kleidern und Hüten durch herabstürzendes Flugfeuer, glühende Kohlen usw. waren keine Seltenheit.

Was an Dekorationen im Theater war, ist vollständig ein Opfer der Flammen geworden, namentlich die künstlerisch schönen Vorhänge, die Maschinerien, Versatzstücke und die Prospekte und Kulissen derjenigen Opern, welche laufend auf dem Repertoire waren, so die der Meistersinger,

der Hugenotten, von Armide, Undine usw. Die Noten, Partituren und Singstimmen der »Meistersinger« wurden gerettet. Die Instrumente, die in der sogenannten Instrumentenkammer aufbewahrt wurden, sind vollständig verbrannt, besonders beklagt man den Verlust von mehreren Bässen, acht Waldhörnern usw. Ein schwerer Verlust ist die Vernichtung der Rüstkammer mit ihrem kostbaren Inhalte. Die zum guten Teil historischen Waffen werden gar nicht wieder in dieser Weise zu ersetzen sein. Die Garderobe der Künstler und Künstlerinnen fiel ebenfalls den Flammen zum Opfer. Nach königlicher EntschlieÙung beziehen die Mitglieder des Hoftheaters ihren vollen Gehalt fort und erhalten sämtlich vorläufig zwei Monate Urlaub. Mit dem Landbaumeister Hänel und Hofbaumeister Krüger wird wegen des Baues eines Interimstheaters Konferenz gepflogen.

Fjodor Michailowitsch Dostojewski Scharfsinn

Fjodor Michailowitsch Dostojewski hielt sich zwischen 1869 und 1871 längere Zeit in Dresden auf, das er sowohl in den 1871/72 erschienenen »Dämonen« als auch im »Tagebuch eines Schriftstellers« (Jahrgang 1871) erwähnt.

... Vor etwa zehn Jahren kam ich nach Dresden und begab mich am nächsten Tag direkt aus dem Hotel zur Gemäldegalerie. Nach dem Weg hatte ich mich nicht erkundigt: Die Dresdner Gemäldegalerie ist in der ganzen Welt so berühmt, daß mir sicher jeder gebildete Dresdener, dem ich begegne, den Weg zeigen können wird, dachte ich mir. Als ich ein Stück gegangen war, fragte ich einen Deutschen von höchst ernstem und gebildeten Aussehen:

»Gestatten Sie die Frage: Wo ist hier die Gemäldegalerie?«
»Die Gemäldegalerie?« Der Deutsche blieb nachdenklich stehen.

»Ja.«

»Die Königliche Gemäldegalerie?« (Er betonte besonders das Wort »Königliche«.)

»Ja.«

»Ich weiß es nicht, wo diese Galerie ist.«

»Gibt es denn hier noch irgendeine andere Galerie?«

»Nein, es gibt keine andere.«

Fjodor Michailowitsch Dostojewski Vom Schatz in der Schnupftabakdose

Und wissen Sie, ich möchte Ihnen raten, doch lieber nach Dresden zu gehen, und nicht nach den stillen Inseln. Erstens ist das eine Stadt, in der es noch nie eine Epidemie gegeben hat, und da Sie doch ein geistig entwickelter Mensch sind, so fürchten Sie sich gewiß vor dem Tode; zweitens liegt sie nicht weit von der russischen Grenze, so daß man dort schneller die Einkünfte aus dem lebenswürdigen Vaterlande erhalten kann; drittens hat sie in ihren Mauern eine Menge sogenannter Kunstschätze, Sie aber sind doch ein ästhetisch interessierter Mensch, ein ehemaliger Lehrer der Literatur, wenn ich nicht irre; nun und schließlich hat sie noch ihre eigene kleine Schweiz, in Taschenformat – das aber ist doch für die poetische Inspiration sehr zuträglich, zumal Sie doch sicher zu dichten pflegen. Mit einem Wort, ein Schatz in einer Schnupftabakdose.

»Dresden-Dornröschen« bis zur Revolution

Freiherr von Schlicht (Wolf Graf von Baudissin)
Dresden und die Dresdner im Jahre 1907

Der längere Zeit in Dresden ansässige Schriftsteller Baudissin (1867–1926) schrieb, wie er in »Was ich so erlebte« berichtet, »Dresden und die Dresdner« im Jahre 1907 auf Wunsch seines Verlegers (des Inhabers der damaligen Dresdener Verlagsanstalt), indem er »aus dem dicken Dresdener Adreßbuch alle irgendwie bekannten Namen herauschnitt« und sie unter verschiedenen Gruppen alphabetisch ordnete. Das Buch bildete nicht nur lange Zeit das Hauptgesprächsthema an den Stammtischen, sondern selbst die damals in Florenz lebende ehemalige Kronprinzessin von Sachsen bat den Verfasser um ein Exemplar.

Dresden ist alles, nur keine Großstadt. Es hat aber auch gar nicht den Ehrgeiz, es zu sein und es zu werden. Es ist die Stadt der vornehmen Ruhe, um nicht zu sagen der vornehmen Langeweile, die Stadt der gediegenen, soliden Eleganz und der Sauberkeit. Es ist die Stadt für diejenigen Leute, die von ihren Zinsen leben und in Ruhe ihrem Ende entgegengehen wollen. Auf diesen Ruf ist Dresden stolz und hütet ihn, wie ein junges Mädchen seine Ehre. Wer etwas anderes von Dresden erwartet, soll fernbleiben...

Dresden ist heute noch ebensowenig Großstadt wie vor 25 Jahren. Es gleicht einem schlummernden Dornröschen, das da liegt und träumt. Aber im Gegensatz zu dem wirklichen erwartet es keinen Prinzen...

Käme der dennoch und küßte Dresden-Dornröschen auf den Mund, dann würde es nicht glücklich aufjauchzend die Arme um seinen Hals schlingen, ihn wiederküssen und ihm sagen: »Ich habe ja schon so lange auf Sie gewartet – sprechen Sie mit meiner Mama.« O nein, Dresden-Dorn-

röschen würde sich entrüstet aufrichten und zornbebend sagen: »Mein Herr! Was fällt Ihnen ein! Ich verbitte mir, daß Sie mich küssen! Küssen tut man in Berlin, in Klotzsche und in anderen Großstädten, aber nicht hier. Ich bin ein anständiges Mädchen und küsse überhaupt nicht, und wenn schon, dann schon ganz heimlich und im tiefsten Dunkel der Nacht. Denn wenn jemand das sieht, dann ist mein Ruf für immer untergraben. Denn gerade hier wird so etwas nie verziehen. Hier ist man sehr keusch und tugendhaft, wenigstens nach außen hin. Man sündigt zwar selbst, und wie der Berliner sagt: nicht zu knapp, aber wenn ein anderer dasselbe tut, wenn er es wagt, irgendwie vom Pfade der Tugend abzuweichen, – dann sei Gott ihm gnädig. Nein, wir sind hier sehr anständig, und wenn man erfährt, daß Sie mich küßten, dann bin ich verloren. Geben Sie mir sofort den Kuß zurück, den Sie mir raubten – und lassen Sie mich weiterschlafen, denn ich darf nicht küssen, um meinen Ruf der Solidarität, der Keuschheit, der Frömmigkeit, der Ruhe nicht zu untergraben...«

Dresden-Dornröschen schläft und träumt. Und es wird weiterschlafen und weiterträumen, bis eines Tages die Welt untergeht. Dann wird es erschrocken aufwachen, sich den Schlaf aus den Augen reiben und sich sagen: »Um Gotteswillen, es wird die höchste Zeit, daß ich mit untergehe. Das bin ich meiner Stellung schuldig.« Dann aber fällt Dresden-Dornröschen ein, daß kein geringerer als der große Saphir einmal sagte: »Wenn die Welt untergeht, geht Dresden dreißig Jahre später unter...«

In allgemeiner Uneinigkeit glänzt man auch hier, es geht den Künstlern wie den schönen Frauen, sie können einan-

der nicht leiden, und das bringt alle gemeinsamen Veranstaltungen meist schnell zu Falle. Die Kunstgenossenschaft, die in einer Art von dunkler Kaschemme auf der Schössergasse noch von altdeutscher Butzenscheibenpoesie träumt und Jahr aus Jahr ein einen Hausbau plant, läßt modernen Geist vermissen, jedenfalls ist sie kein Institut, die Mehrheit der Künstlerschaft zu verbinden.

Wesentlich besser steht's mit der »Elbiergruppe«, einer kleinen erfolgreichen Vereinigung von begabten jungen Künstlern, die eine große gesunde Betriebsamkeit entfalten. Andere Gruppen sind die »Brücke« und die »Zunft«...

Der »schönste Ausflug« ist und bleibt aber für den richtigen Dresdner doch der nach der »Dresdner Vogelwiese«, die alljährlich im August in der Antonstadt auf den dortigen großen Elbwiesen abgehalten wird. Die Veranstalter sind die Kgl. Priv. Schützengilden, die sich der besonderen Protektion des Hofes erfreuen, der auch regelmäßig das Fest besucht. Aber auch sonst strömt alles hinaus, das wenigstens noch ein Bein hat, wer nicht gehen kann, läßt sich hinausfahren, wer kein Geld hat, borgt sich 'was, und wer nichts geborgt erhält, schickt alles, was nicht niet- und nagelfest ist, ins Pfandhaus. Und dann wird eine frohe Woche verlebt bei Bier, Tanz, Knackwürsten, Waffeln, sauren Gurken, Lebkuchen, Honigstangen, Berg- und Talkarussels und anderen leiblichen und geistigen Genüssen. Und je mehr man sich den Magen verdorben hat und je größer der moralische und der physische Katzenjammer ist, desto heiliger gelobt man sich, im nächsten Jahr erst recht wieder hinzugehen.

Ludwig Thoma

Hymnus, nach der freudigen Kunde, daß S. M. der König von Sachsen sich sehr mißfällig über die Dresdner Ausstellung geäußert haben. Als Rundgesang für Liedertafeln gedacht.

Ludwig Thoma lernte die Sachsen wohl vor allem während seines Berliner Aufenthaltes und während des Ersten Weltkrieges kennen, in dem er als Krankenpfleger tätig war.

Nu ist auch dem Geenig von Sachsen
Das Kunstverständnis gewachsen,
Er hat sich die Bilder betrachtet
Und sie gleich kritisch geschlachtet,
Er aa – er ooch – er ooch – er aa,
Nach hohem Beispiel aha! – juhe!
Nach hohem Beispiel – aha!

Er sagte, Er sieht es nicht gerne,
Die Kunst ist viel zu moderne,
Die Maler müssen sich zähmen
Und sich gebildet benähmen.
Er aa – er ooch – er ooch – er aa,
Nu wissen mer's alle ei cha! juhe!
Nu wissen mer's alle – ei cha!

Erst diente ein mächtiger Gaiser
Der Kunst als erfahrener Weiser,
Und jetzt probiert es ein wenig
Auch Sachsens kundiger Geenig.
Er aa – er ooch – er ooch – er aa,
Die Gönner und Kenner hurra – juhe!
Die Gönner und Kenner – haha!

44

Elisabeth Castonier Kindheit in Dresden

»Stürmisch bis heiter«, in dem die heute in England lebende Schriftstellerin Elisabeth Castonier auch ihre Kindheit in Dresden schildert, wurde im Jahre 1964 eines ihrer erfolgreichsten Werke.

Das Haus, in dem ich geboren wurde, war ein häßlicher, roter Backsteinbau mit Erkern, Türmchen, Bogenfenstern und einem angebauten Riesenatelier, in dem auch unsere Gesellschaften abgehalten wurden. Ein Garten umgab das Haus an der Canalettostraße im damals ländlich geruhsamen Dresden...

Das Leben meiner Eltern verlief, wie es damals üblich war. Sie wurden eingeladen, gaben Gesellschaften und machten Ausflüge auf den Weißen Hirsch. Die Damen sorgten sich um ihre Hausschneiderinnen, neue Kleider, neue Hüte, litten an Migräne und fielen in Ohnmacht. Die Herren hatten Affären mit Balletteusen oder Choristinnen. In der fin-de-siècle-Epoche wurde heiter unbeschwert gelebt, als gäbe es keine Not. Armut war ein Grund für Wohltätigkeitsbazare und Bälle, um den »armen Leuten etwas zu helfen«.

Man trieb Sport, Federball, Tennis, vor allem aber Croquet. Es gab Croquet-Nachmittage, bei denen unsere Gäste die Holzkugeln gemächlich auf dem dichten, kurzen Rasenteppich durch kleine Metalltore trieben. Erschöpft erholten sie sich nach dieser »gesundheitsfördernden« Anstrengung bei Tee und Kuchen. Aus einem großen, grünen Glasbehälter schöpfte Johann eisgekühlte Erdbeerbowle oder eisgekühlte Limonade in bauchige grüne Gläser... Zweimal täglich wurde ich im Großen Garten spazieren

geführt. Dunchen hielt nichts von Spaziergängen. Frische Luft konnte gefährlich, zum mindesten aber schädlich sein. Aber meine Mutter, nach englischer Sitte erzogen, bestand auf diesem Spaziergang bei jedem Wetter. Da ich an der Hand geführt und ermahnt wurde, »ruhig zu gehen«, mich niemals austoben konnte und selten mit anderen Kindern zusammenkam, weil man Ansteckungsgefahr befürchtete, war ich abends nicht richtig müde und lag oft lange Zeit wach. Wahrscheinlich entwickelte sich daraus allmählich die Schlaflosigkeit meiner späteren Jahre...

Eines Tages sagte mir meine Mutter, daß wir von Dresden fort und nach Paris ziehen würden... Wir verließen Dresden in den letzten Monaten des 19. Jahrhunderts, nach meinem fünften Geburtstag.

Richard Strauss An Hugo von Hofmannsthal

Strauss weilte oft als Gastdirigent in Dresden, wo seine Opern »Elektra«, »Der Rosenkavalier«, »Die ägyptische Helena« und »Atabella« uraufgeführt wurden.

Berlin, 8. Oktober 1910

Ihr letzter Brief traf mich schon in Berlin, wo ich bis Ende des Monats bleibe. Ich bedaure sehr, Sie nicht gesehen zu haben und gratuliere herzlich zum großen Erfolg des »Oedipus« in München. Alle Schwierigkeiten bezüglich des »Rosenkavalier« sind nunmehr beendet und die Abschlüsse schreiten wacker fort. Wie steht es nun mit Ihrem Regiebuch, das Sie mit Roller zusammen ausarbeiten wollten? Die Sache eilt sehr, da die ersten Arrangierproben in Dresden doch schon von Mitte November ab, spätestens im Dezember stattfinden müssen. Wichtig ist also, daß

Ihr genaues Regiebuch dafür schon vorliegt. Ebenso wichtig ist, daß Sie bei den Arrangierproben in Dresden persönlich anwesend sind, da der dortige Regisseur nur ein gewöhnlicher Opern-Normalregisseur ist und kaum imstande sein dürfte, ein solches Lustspiel zu inszenieren...

Hugo von Hofmannsthal
An Richard Strauss

Hofmannsthal kam durch die Uraufführung verschiedener Opern von Richard Strauss, zu denen er die Texte schrieb, nach Dresden.

Aussec, 10. IX. (1910)

Es tut mir aufrichtig leid, daß Sie so viel Ärger und Plage mit den Kontraktssachen haben – heute lese ich wieder von einem, wie mir scheint, *mißverständlich* gekränkten Brief Seebachs – ich muß sagen, ich hoffe sehr, daß sich dies ordnet. Dresden scheint mir so sehr der prädestinierteste Ort für diese Uraufführung – ein Wechsel in diesem Punkt, eine Aufgabe der von Ihnen selbst geschaffenen Tradition schiene mir wie ein böses Omen. Falls diese Sache vielleicht schon beigelegt ist, wäre ich Ihnen sehr dankbar, wenn Sie mir durch eine kleine Zeile davon Nachricht geben würden – ich wäre dann sehr erfreut...

Hans Reimann
O holde Ahnungslosigkeit

Der Dichter, Schriftsteller und Kabarettist Hans Reimann, gebürtiger Leipziger, begann bereits im November 1919 damit, die über den abgedankten sächsischen König in Umlauf befindlichen Anekdoten zu sammeln. Er gilt als einer der kompetentesten Phonetiker des Sächsischen.

Der D-Zug lief elf Uhr dreiunddreißig in Dresden ein. Dame I, von Dame II an den Zug gebracht, klettert in mein Abteil. Ich gehe auf den Bahnsteig, eine Zigarette rauchen. Dame I folgt mir und macht noch ein Schwätzchen mit Dame II. Dame II, die von draußen ins Abteil gelugt hat:

»Sinn das Tschechen in dein Gubeeh?«

»Nein, Berliner. Aber auch eine ehghafte Gesellschaft.«

»Warum?« – »Dähn ihre Sprache!«

»Gefälltse dir nich?« – »Gräßlich!«

»Ach, das gönndichnich sagen. Ich findes schick, wie de Berliner reden.«

»Erlaube! Das iss wohl nich dein Ernst?«

»Aber selbstverständlich. Ich schwärme sogar für Bairisch.«

»Bairisch habbich auch gerne.«

Pause –

Dame II: »Eijndlich schade, daß mir Sachsen gein' Dialekt ham...«

Hans Reimann
Der König und seine Soldaten

Im Krieg übte Friedrich August äußerste Zurückhaltung. Während der Mobilmachung nahm er den Vorbeimarsch der ersten ausrückenden Regimente ab, ohne sich zu rümpeln. Die letzte Formation stapfte dahin.

Tränen in den Augen, murmelte der Landesvater:

»Meine scheen' Soldaten! Nuh schießen se se dood...«

Dann, als seine Jungens die Fahrt zur Front antraten, war er keineswegs gerührt, sondern voll Größe. Die Faust gen Westen reckend, drohte er:

»Das kann ich Euch frsichern... wenn mein' Kindern was bassiert, da sollt Ihr mich kenn'lern!«

Oskar Kokoschka
Manifest während der Revolution (1918)
in Dresden

Kokoschka lehrte von 1919–1924 an der Dresdner Kunstakademie. In Dresden schrieb er auch die Erzählung »Die Schale«.

Ich richte an alle, die hier in Zukunft vorhaben ihre politischen Theorien, gleichviel ob links-, rechts- oder mittelradikale, mit dem Schießprügel zu argumentieren, die folgende Bitte, solche geplante kriegerische Übungen nicht mehr vor der Gemäldegalerie des Zwingers sondern etwa auf den Schießplätzen der Heide abhalten zu wollen, wo menschliche Kultur nicht in Gefahr kommt. Ich wage nicht zu hoffen, daß mein Gegenvorschlag durchdringt, der vorsähe, daß in der Deutschen Republik wie in den klassischen Zeiten Fehden künftig durch Zweikämpfe der politischen Führer ausgetragen werden möchten, etwa im Zirkus Sarrasani, eindrucksvoller gemacht durch das Homerische Geschimpfe der von ihnen »angeführten« Parteien.

Geliebte Stadt - Letzte Blüte in den zwanziger und dreißiger Jahren

Erich Kästner

Wenn es zutreffen sollte...

Erich Kästner ist in Dresden geboren, ging aber später als freier Schriftsteller nach Berlin und München. Über Dresden berichtet er u. a. in »Als ich ein kleiner Junge war« und »Notabene«.

Wenn es zutreffen sollte, daß ich nicht nur weiß, was schlimm und häßlich, sondern auch, was schön ist, so verdanke ich diese Gabe dem Glück, in Dresden aufgewachsen zu sein. Ich mußte, was schön sei, nicht erst aus Büchern lernen. Nicht in der Schule, und nicht auf der Universität. Ich durfte die Schönheit einatmen wie Försterkinder die Waldluft. Die katholische Hofkirche, George Bährs Frauenkirche, der Zwinger, das Pillnitzer Schloß, das Japanische Palais, der Jüdenhof und das Dinglingerhaus, die Rampische Straße mit ihren Barockfassaden, die Renaissance-Erker in der Schloßstraße, das Coselpalais, das Palais im Großen Garten mit den kleinen Kavaliershäusern und gar, von der Loschwitzhöhe aus, der Blick auf die Silhouette der Stadt mit ihren edlen, ehrwürdigen Türmen, – doch es hat ja keinen Sinn, die Schönheit wie das Einmal-eins herunterzubeten!

Erich Kästner

Die Königsbrücker Straße und ich

Die Königsbrücker Straße begann, als Verlängerung der Achse Prager Straße, Schloßstraße, Augustusbrücke, Hauptstraße und Albertplatz, freundlich und harmlos. Mit der »Grünen Tanne«, einer alten Gastwirtschaft nebst Vorgarten auf der einen und mit einer Privatschule »für höhere
46 Töchter« auf der andern Seite. Damals gab es noch »höhere«

Töchter! So nannte man Mädchen, deren Väter adlig waren oder eine Menge Geld verdienten. Höhere Töchter hießen sie vielleicht, weil sie die Nase höher trugen als die anderen. Es gab aber auch »höhere Schulen«, und noch höher als die höheren waren die Hochschulen.

Und auch sonst war man nicht gerade bescheiden. An vornehmen Haustüren stand »Eingang nur für Herrschaften« und an den Hintertüren »Für Lieferanten und Dienstboten«. Die Herrschaften hatten ihre eignen Treppen mit weichen Teppichläufern. Die Dienstboten und Lieferanten mußten die Hintertreppe benutzen. Sonst wurden sie vom Hausmeister ausgeschimpft und zurückgeschickt. An den hochherrschaftlichen Türen erklärten hochherrschaftliche Porzellanschilder streng und energisch: »Betteln und Hausieren verboten!« Wieder andre Schilder benahmen sich höflicher und bemerkten: »Es wird gebeten, die Füße abzustreichen«. Habt ihr es einmal versucht? Ich weiß bis heute noch nicht, was man tun muß, um sich »die Füße abzustreichen«. Ich wußte zur Not, was man anstellen müßte, um sie sich anzustreichen! Andererseits, so hochherrschaftlich kann keine Villa sein, daß ich mir an der höchstherrschaftlichen Haustür die Füße lackierte!

In solchen Fällen pflegt mein Vater zu sagen: »Sachen gibt's, die gibt's gar nicht!« Nun ja, fast alle diese Schilder sind mittlerweile verschwunden. Sie sind ausgestorben. Auch die Göttinnen und Nymphen aus Bronze und Marmor, die nackt und ratlos am Treppenaufgang herumstanden, wie bestellt und nicht abgeholt. Höhere Töchter und bessere Herrschaften gibt es allerdings auch heute noch. Sie heißen nur nicht mehr so. Es steht nicht mehr auf den Schildern.

In den drei Häusern meiner Kindheit gab es keine Marmorgöttinnen, keine Nymphen aus Bronze und keine höheren Töchter. Je mehr sich die Königsbrücker Straße von der Elbe entfernte, um so unfeierlicher und unherrschaftlicher geriet sie. Die Vorgärten wurden selten und schmaler. Die Häuser waren höher, meistens vierstöckig, und die Mieten waren billiger. Es kam das »Volkswohl«, ein gemeinnütziges Unternehmen, mit der Volksküche, der Volksbücherei und einem Spielplatz, der im Winter in eine Eisbahn verwandelt wurde. Es kamen der Konsumverein, Bäckereien, Fleischereien, Gemüseläden, kleine Kneipen, eine Fahrradhandlung, zwei Papierläden, ein Uhrengeschäft, ein Schuhgeschäft und der Görlitzer Wareneinkaufverein.

In diesem Viertel lagen die drei Häuser meiner Kindheit. Mit den Hausnummern 66, 48 und 38. Geboren wurde ich in einer vierten Etage. In der 48 wohnten wir im dritten und in der 38 im zweiten Stock. Wir zogen tiefer, weil es mit uns bergauf ging. Wir näherten uns den Häusern mit den Vorgärten, ohne sie zu erreichen.

Je weiter unsere Straße aus der Stadt hinausführte, um so mehr veränderte sie sich. Sie durchquerte das Kasernenviertel. In ihrer Nähe, auf leichten Anhöhen, lagen die Schützenkaserne, die beiden Grenadierkasernen, die Kaserne des Infanterieregiments 177, die Gardereiterkaserne, die Trainkaserne und die zwei Artilleriekasernen. Und an der Königsbrücker Straße selber lagen die Pionierkaserne, die Militärbäckerei, das Militärgefängnis und das Arsenal, dessen Munitionsdepot eines Tages in die Luft fliegen würde.

»Das Arsenal brennt!« Ich höre die Schreie heute noch.

Flammen und Rauch bedeckten den Himmel. Die Feuerwehr, die Polizei und die Sanitätswagen der Stadt und der Umgegend jagten in Kolonnen den Flammen und dem Rauch entgegen, und hinter ihnen, außer Atem, meine Mutter und ich. Es war Krieg, und mein Vater arbeitete dort draußen in den Militärwerkstätten. Die Flammen fraßen sich weiter, und immer neue Munitionslager und -züge explodierten. Die Gegend wurde abgesperrt. Wir durften nicht weiter. Nun, am Abend kam mein Vater verrußt, aber heil nach Hause.

Und das brennende und explodierende Arsenal gehört eigentlich gar nicht in dieses Buch. Denn ich war damals schon konfirmiert und kein kleiner Junge mehr. Ja, und noch etwas später stand ich als Soldat, mit umgehängtem Karabiner, vor der Pionierkaserne Wache. Natürlich wieder auf der Königsbrücker Straße! Diese Straße und ich kamen voneinander nicht los!...

Friedrich Schnack

Klick aus der Freßgasse

Schnack lebte zwischen 1923 und 1926 und nach 1930 als Journalist längere Zeit in Dresden und in Hellerau bei Dresden.

›Freßgasse‹ nennen die Dresdner ihre von der Seestraße am Altmarkt abzweigende Webergasse, weil sich darin ein Lebensmittelgeschäft an das andere reiht, – eine Gasse von Fleisch, Würsten, Brot, Schnäpsen, Fischen, Käse, Kaffee, Tee, Leckereien. Zwar liegen am Eingang eine Buchhandlung und ein ebenso trockenes Blusengeschäft und in der Mitte auf der linken Seite das Spielzeuggeschäft von Frau Gerda Trockenhut Witwe und etwas weiter unten

rechts die Tierhandlung, wo Klick einst vom Papagei und vom Hustenonkel seinen Namen erhalten hatte; aber die anderen Geschäfte bieten beinahe alle miteinander Eßwaren feil, das Ansehn der Gasse erhaltend und fördernd.

Klick keilte sich in den Schub der Leute. In den Geflügelgeschäften brüsteten sich Gänsebrüste neben gerupften Tauben und Hühnern. In den Wildbretläden hingen steif gefrorene Hasen, Rehziemer und gebündelte Schneehühner. Berge von Würsten schauten mit verlockenden Rundgesichtern von Zunge, Salami, Mortadella und Thüringer Hausmacherleberwurst durch die eisigen Scheiben auf die Vorübergehenden, und die Leute schauten gierig und abschätzend auf sie. In anderen Geschäften waren blecherne Pyramiden aufgebaut mit Bohnen, Pilzen, Erbsen und Spargeln. Nicht faul hatten sich die Bäcker gezeigt. Sie hatten knuspriges Brot gebacken und Weidenkörbe voll Semmeln, auch allerlei Kuchen, Christstollen waren mit Zucker bestäubt und in durchsichtiges Papier gepackt; lockend lagen sie in ihren schimmernden Häuten. Einen dieser mandel- und rosinengespickten Stollen hätte Klick gern zu Weihnachten auf dem Kaffeetisch gesehn.

In den Fischhallen waren ganze Fischzüge gestrandet, schockweise lagen die Goldbarsche neben den Zandern. Flach hatten sich die Flundern auf die Seite gewälzt und sich wie vor Schreck dünn gemacht, weil sie dem Salzwasser entrissen waren. Schellfische hatten sich eingefunden, um die ärmeren Leute zu nähren, Flußhechte und Karpfen waren für die Bessergestellten da.

Vor der Bärenschänke, dem uralten Wirtshaus mit dem braunen Bären im Wappen, hungerten Nichtstuer. Sie rissen ihre Witze, während die Schneeflocken sich dicht wie

Watte auf ihre Schnurrbärte setzten und der langbeinige Koch des Gasthauses im weißen Küchenanzug über die Straße storchte, zur Fischhalle, wo er Schleien für die Festtage einkaufte. Die Käsegeschäfte hatten Wagenräder von Schweizerkäse und Emmentaler aufgeschnitten. Mit den roten Edamerkugeln hätte man Kegel schieben und sie durch die Gasse wie Bälle rollen können, verstünden bloß die Händler einen kleinen Spaß.

Klick strich vorbei, drängte sich durch das Getümmel, das sich, ein ununterbrochener Menschenstrom, durch die Gasse stieß und drängte. Längst vertraut waren ihm die Schätze der Freßgasse. Schinken, Gänseklein und Harzer Handkäse rahmten den täglichen Weg ein. Hätte er zu Hause Hunger leiden müssen, wäre die Webergasse für ihn wahrscheinlich ein nichtswürdiger grausamer Weg gewesen.

Erich Kästner

Bald wurden die Dresdner Theater...

Bald wurden die Dresdner Theater mein zweites Zuhause. Und oft mußte mein Vater allein zu Abend essen, weil Mama und ich, meist auf Stehplätzen, der Muse Thalia huldigten. Unser Abendbrot fand in der großen Pause statt. In Treppenwinkeln. Dort wurden die Wurstsemmeln ausgewickelt. Und das Butterbrotpapier verschwand, säuberlich gefaltet, wieder in Mutters brauner Handtasche. Wir bevölkerten das Alberttheater, das Schauspielhaus und die Oper. Stundenlang warteten wir auf der Straße, um, wenn die Kasse geöffnet wurde, die billigsten Plätze zu ergattern. Mißlang uns das, so gingen wir niedergeschlagen heim, als hätten wir eine Schlacht verloren. Doch verloren wir nicht viele Schlachten. Wir eroberten uns unsere Stehplätze mit

Geschick und Geduld. Und wir harrten tapfer aus. Wer jemals den ›Faust‹ oder eine Oper von Richard Wagner buchstäblich durchgestanden hat, wird uns seine Anerkennung nicht versagen. Ein einziges Mal nur sank meine Mutter ohnmächtig zusammen, während der ›Meistersinger‹, an einem heißen Sommerabend. So kamen wir, auf den Stufen im letzten Rang, sogar zu zwei Sitzplätzen und konnten die Feier auf der Festwiese wenigstens hören.

Meine Liebe zum Theater war die Liebe auf den ersten Blick, und sie wird meine Liebe bis zum letzten Blick bleiben. Mitunter hab ich Theaterkritiken geschrieben, zuweilen ein Stück, und die Ansichten über diese Versuche mögen auseinandergehen. Doch eines lasse ich mir nicht abstreiten: Als Zuschauer bin ich nicht zu übertreffen.

Peter Härtling
Daphne

Härtling, Herausgeber der Zeitschrift »Der Monat« und u. a. Verfasser des 1964 erschienenen Romans »Niembsch oder der Stillstand«, ist 1933 in Chemnitz geboren und lernte in seiner Jugend auch Dresden kennen.

... übernimmt die Geige das Thema von der Fiedel, strengt sich die Kniegeige an, zur sanften Viola zu avancieren? Wir hören die Musik der Stadt, der Türme und Brücken, der sanften Höhen, die den Strom begleiten (auch Wein ist an den Hängen gezogen worden, der Meißner löst herb die Zunge bis heut); noch wandern die Kunstfreunde nicht zur Semperschen Oper, noch ist das Schloß Domizil, aber war Daphne nicht ein Motiv gewesen für Overtüre und Finale? Der strenge Chor, die trockenen, spröden Rezitative lösen sich auf, zerfasern sich, werden ein Gespinnst von

spätem Licht, das Publikum versammelt sich, 1630 wie 1938, zweimal Premiere, zweimal die Epiphanie in der Musik, die Bitte des Mädchens, da die Stunde des jungen Dionysios anbricht, an die Bäume, Blumen, Schmetterlinge und an die Quelle, sie mögen ihre Liebe erwidern, ein bukolisches Land rundum, und aus der Trauer die Verwandlung des schmalen Geschöpfes in einen Baum – Schütz und Richard Strauss, vom Dresdner Licht getaufte Musik...

Kurt Arnold Findeisen
Pflaumentoffel-Kantate (Auf dem Striezelmarkt)

Findeisen lebte als Schriftsteller und »Volksdichter« von 1919 bis zu seinem Tode 1963 in Dresden.

An Toffeln ist kein Mangel
im vielgeliebten Deutschen Reich,
doch kommt von tausend Toffeln – schrumm –
uns keiner gleich!
Plumm – plumm

Auswendig voller Runzeln
wie manches Ding der Erdenzeit,
inwendig voller Schmunzeln – schrumm –
und Süßigkeit!
Plumm – plumm

Wir pflaumen uns durchs Leben
und bringen Glück und machen reich.
Doch was ein feiner Mann ist – schrumm –
frißt uns nicht gleich!
Plumm – plumm.

Erna Hedwig Hofmann
Das Dresden der dreißiger Jahre

Erna Hedwig Hofmann ist heute Sekretärin des Dresdner Kreuzchors und Rudolf Mauersbergers. Im Union Verlag Berlin veröffentlichte sie »Capella Sanctae crucis – Dresden und sein Kreuzchor in Geschichte und Gegenwart«.

Lausche man noch einmal den doppelchörigen Klangkaskaden des Dresdner Oberhofkapellmeisters der Renaissance und des Frühbarock, Heinrich Schütz, oder dem Aufblühen der sechzehnstimmigen »Deutschen Motette« von Richard Strauss; erlebe man rückblickend eine der festlichen Aufführungen der für Dresden geschriebenen Bachschen h-Moll-Messe in der überfüllten Kreuzkirche, oder jene letzte im Zeichen gewisser Sorglosigkeit stehende Sommerveranstaltung, die Carl-Maria-v.-Weber-Feier im Rathaussaal; erinnere man sich Orlando di Lassos graziösen »Echoliedes« vor der Kulisse des traumhaft beleuchteten Wallpavillons mit seinen Fruchtkörben und Girlanden, den Hermen an den Pfeilern und der Gestalt des Atlas über dem Giebel; gedenke man der schon in die spätere Kriegszeit fallenden bedeutsamen Uraufführungen des siebenstimmigen Chorzyklus »Der Wagen« von Ernst Pepping – immer ist in alles Musizieren die Dresdner Atmosphäre eingewoben. Ihr Unwägbares kommt in den weichen Linien und Farben der Elblandschaft zum Ausdruck, im zarten Schleier des Lichts, im Klima – aber auch in Geistesleben, Kunst und Historie. Es wurzelt sowohl im sorbisch-wendischen Heidentum wie in mittelalterlich-frommer Buntheit, hat sich über Brand, Unruhen, Zerstörung und Blutvergießen bewahrt und in der Hoch-Zeit des Barock und Rokoko seine Krönung erfahren, – »Dresdnerisches«.

zu dem Romantik und Biedermeier ebenso beigetragen haben wie das Aufbegehren der Freiheitskriege und der Revolution. Denn Dresden – das ist: einmalige Begegnung von ... Musik, Architektur, Dichtung, Malerei und Kunsthandwerk – unvergessenes Bild mit Kupferdächern, Höfen und Portalen, mit Brunnen und Parks, Winkeln und Plätzen, Museen und Galerien – aber auch belebt von Industrie und Gewerbefleiß, gekennzeichnet durch rauchende Schornsteine, durch das Drängen eiliger Menschen in modernen, obwohl engen Straßen, durch reiche Auslagen und unaufhörlichen Fremdenverkehr, dem zu Ehren sommers historische Tänze und Spiele veranstaltet werden und winters vor der Frauenkirche, auf der Hauptstraße, im alten Stallhof beschauliche Striezelmärkte... Dresden, erfüllt von Opernrausch und Kruzianergesängen, vom Glockengeläut seiner Türme über das dunstige Elbtal hin: Dresden der dreißiger Jahre – letzter lieblicher Gruß einer sich unter grauvollen Zeichen auflösenden Epoche.

Martin Raschke
Der Zauber Dresdens

Der Dichter und Schriftsteller Martin Raschke ist 1905 in Dresden geboren und 1943 im Osten gefallen. Von 1929 bis 1932 gab er in Dresden die Zeitschrift »Kolonne« heraus. Hinter den »ungleichen Schwestern« seines gleichnamigen Buches verbergen sich die beiden »ungleichen« Teile seiner Heimatstadt: Dresden-Altstadt und Dresden-Neustadt.

... Oder man kommt zu Schiff die Elbe herunter, an den Bergkulissen der Sächsischen Schweiz vorüber. Pirna gleitet zur Linken vorbei, von der Feste Sonnenstein überragt, dann Pillnitz zur Rechten, dessen Lustschloß eine breite

Treppe hinabschickt, vergeblich auf die Gondeln der Könige wartend, – und das Schiff weicht einer baumreichen Insel aus. Während die Höhen auf der linken Seite mehr und mehr vom Ufer zurücktreten und jetzt nur noch in der Ferne am Saume des sich weitenden Talkessels zu erkennen sind, steigen die Elbberge zur Rechten und geben Raum für ausblickreiche Villen und Weinberge. Aber die Weinberghäuschen sind lange verfallen. Der Abend bringt Kühle. Die Fische springen ringsum, die Musik des Dampfers kehrt hallend von den Höhen wieder. Immer näher schiebt sich die Hügelkette an das Ufer heran und läßt nun kaum noch Platz für einen Wiesenstreifen, wo gern die Verliebten spazieren. Schlösser blicken auf sie von den Höhen; bis an das Ufer steigen ihre Parks herab, wo alte Mauern sie aufhalten.

Da wendet sich der Strom, und die Brücken der Stadt – seid gegrüßt! seid gegrüßt! – liegen vor uns. Dort brennen schon die Lampen vor dem noch lichten Himmel, den kaum die Sonne verließ. Dahinter, wie von den Brücken getragen, heben sich Schloß, Terrassen und Kirchen in den Himmel, verschleiert von dem Dunst, der über dem Wasser lagert. Eine Schar von Figuren am Rande der Hofkirche bevölkert die Luft, die Finger emporgereckt, auf Stäbe nachdenklich gestützt, und wer Phantasie besitzt an solchen Abenden, dem wird wohl die Kirche zu einem Schiff, an dessen Borden diese bewegten Barockfiguren im Winde zu stehen scheinen, langsam durch den Abend ihm entgegenfahrend. Dann legt das Dampfschiff an. Die Musik hat ein Ende.

Glaub mir, ich kannte einen Mann, der meinte, hier sei der Mittelpunkt der Welt. Er zeigte mir die Stadt, wie sie sich

nachts mit ihren Lichtern im Wasser spiegelte, und den Geruch des sommerlich brackigen Wassers einatmend, sagte er: »Erinnert das nicht an Venedig?« Er ging über die Weite des Platzes vor der Oper und glaubte, in Paris zu gehen. Er schritt langsam durch den Zwinger, an den Wasserkünsten vorbei, und ahnte die Nähe von Versailles. Er bummelte durch die engen Gassen der Innenstadt, zwischen den Barockhäusern eines vergangenen Bürgertums, und dachte an süddeutsche Städte, und wenn er durch die Säle des Schlosses wandelte, stolz, als gehörte ihm alles, und wenn er die hohen Fenster der Festräume von dem Anblick der Hofkirche ausgefüllt sah und nirgends einen Baum, da überfiel ihn die Erinnerung an Rom, wo die Menschen wie hier den Mut gehabt hatten, fern von aller Natur in einer selbstgeschaffenen Welt aus Stein zu leben. Wanderte ich mit ihm an den Hängen entlang, die ihre Brust dem Süden zuekehrten, und war ich mit ihm in den vielfältigen Geruch des überall Blühenden gehüllt, dann währte ich mich wie er im Süden. Es bedurfte zu dieser Verzauberung nicht einmal der Pappeln und Zypressen in manchem durch Mauern halb versteckten Grundstück und nicht des Weins und nicht gehegter Zitronenbäume: – der Geruch der Luft genügte dann, uns zu entführen.

Schwärme ich Dir zu sehr? Ach, Du würdest meine Freude leicht begreifen, wenn Du hier wärest. Es scheint mir manchmal, als könnte man in einer solchen Stadt nur traurig oder verliebt sein, und es war wohl Stendhal, der diese Feststellung zuerst machte und lächelnd hinzufügte, daß Traurigkeit und Verliebtsein für die Bewohner dieses Landstriches dasselbe ist. Traurig oder verliebt! Ist es das Übermaß des Überlieferten an Kunstwerken und Bauten? Wie

mischen sich hier die Länder und Stile, Süden und Norden! Ist es die viele Schönheit von fremder Herkunft, die bedrückt, oder nur die Feuchtigkeit der Talluft, die stille zu stehen scheint in dem Elbkessel durch Wochen? Sei unbesorgt! es fahren Autos und Straßenbahnen wie überall auch durch diese Welt des Vergangenen, die Straßen erfüllt das Leben hundertfältiger Geschäfte. Aber scheint sich nicht alles doch stiller zu bewegen als anderswo und in milderer und geschmackvoll auf die Vergangenheit abgestimmten Formen? Was Wunder, wenn die Fremden aus aller Welt hier zusammenströmen und sich auch mit Vorliebe hier ansiedelten, gefangen vom Zauber dieser Stadt, gefangen wie ich!

Peter Härtling
Im Dresdner Zoo

...die Kinder waren schon an der Zoo-Kasse, Großmutter beschleunigte ihre Schritte, sie wollte Ungezogenheiten verhüten: Und nachher gehen wir Schokolade trinken! schrien die Rangen durcheinander. Aber wir müssen auf der Terrasse sitzen! Zuerst zu den Affen! Großmama, kauf Futter! Die alte Frau tat alles, wehrte die Quälgeister ab. Zu den Affen drängte der Junge immer. Ihre Menschenähnlichkeit ärgerte und entzückte ihn in einem. Dort, vor dem Käfig hatte er, ohne sich dessen eingedenk zu sein, Widerstand gegen das Dritte Reich geübt. Sein Onkel, in Offiziersuniform, stand neben ihm, der Bub hatte den Mann ungeduldig zum Affenzwinger gezerrt, dort angelangt, einem der zottigen Gorillas fest in die Augen schauend, hatte er die Beine stramm gemacht und den rechten
50 Arm hochgerissen: »Heil Hitler, ihr Affen!« brüllend. Das

Gaudium muß, nach den Berichten des Onkels, groß gewesen sein; er freilich hatte sich eilends von dem Knaben entfernt, nur noch notierend, daß die quicke Reaktion der Sachsen unter dem Regime offenkundig nicht stark gelitten habe: Die Umstehenden hätten allesamt geschmunzelt, dankbar für eine neue »wahre« Anekdote, die ihren Geist erfrischte, wie seinerzeit das königliche »Machd eiern Dregg alleene«, mit welchem der Monarch sein Land in die Weimarer Republik entlassen hatte. Zu den Lamas wollten sie noch, vorm Kakaotrinken, nicht zu nahe, die spucken – gewiß, sie wußten es, denn ein Lama gab es auch bei Sarrasani...

...ein Stichwort! Vielleicht verbindet sich's nicht jedem mit der Stadt, der aber, Bilder betrachtend, hört seine helle fragende Kinderstimme noch immer. Sie stehen auf einer der Elbbrücken, die steinerne Kulisse vor und neben sich, eine Preziose an die andere gereiht (vielleicht war nur die Prager »Kleinseite« in ihrer architektonischen Musik ähnlich gestimmt), jemand murmelte die Litanei: Brühl'sche Terrasse, Frauenkirche, Italienisches Dörfchen, Zwinger, dort hinten die Hofkirche... Und Sarrasani? Er meinte den Winterbau mit seiner Kuppel! Nichts war ihm so wichtig gewesen wie dies, keine Kirche, kein Schloß, kein Palais und kein Park, allenfalls die Engel der Sixtinischen Madonna, die er allen andern Engeln – damals – vorzog.

Dieter Hoffmann
An der Elbe

Der Dichter Dieter Hoffmann wurde 1934 in Dresden geboren. In der Buchreihe der Deutschen Akademie für Sprache und Dichtung hat er 1963 eine Auswahl aus dem Werk Martin Raschkes herausgegeben. Er selbst trat mit zwei Gedichtbänden hervor: »Eros im Steinlaub« und »Ziselier-te Blutbahn«.

Pappeln, so silbern
wie fünfzig Pfennig.
Und so kühl, als wäre nicht mehr in der Tasche,
Die Albrecht-Schlösser, der Rosengarten.
Petunienerde. Niveacreme.
Kinos erhitzen die Innenstadt.
Ein Automat ist als Henne verkleidet –
draußen am Bootsrestaurant –
die gackert und legt ein blechernes Ei.
Voll kleiner gefärbter Süßigkeiten.
Pappeln sind Pappeln.
In Fenstern stehn Männer, die Unterhemden
weiß auf der Haut.
Elbwiesen. Schwimmer.
Schiffschraube hat Patschhände. Winkt.
Ist vorbei.

**»Würde es weniger
wüßt sein
als in der Wüste?«
Dresden
von 1945 bis heute**

**Bruno E. Werner
Nach dem Angriff**

Der Journalist und Schriftsteller Bruno E. Werner ist 1896 in der Nähe von Leipzig geboren und besuchte in Dresden das Gymnasium. Er veröffentlichte 1949 seinen Roman »Die Galeere«. Von 1953–1961 war er Kulturattaché an der Deutschen Botschaft in Washington, ab 1962 bis zu seinem Tode (1964) Präsident des PEN-Clubs BR.

Es waren seit dem Angriff vierundzwanzig Stunden vergangen. Sie beschlossen, im Hotel Bellevue zu fragen, ob man durch die Stadt kann. Das Hotel am Elbufer, das sie von der anderen Seite gesehen hatten, stand gleichfalls nur in einem schwachen, flackernden Licht. Aus dem Hochofen des Opernhauses schlugen keine Flammen mehr, nur durch die Fenster des Rundbaues blickte man in eine rote Glut. Als die beiden schräg über die Straße auf das Hotel zuschritten, sahen sie vor sich ein verkohltes, dachloses Häuserskelett. Nichts glimmte hier mehr. Wo waren die Gäste, die Portiers, die Kellner, die Zimmermädchen, die Hausdiener hin? Waren sie tot oder geflüchtet? Kein Lebender schien sich in diesem Teil der Stadt mehr aufzuhalten. Der Quaderbau der Gemäldegalerie jenseits des Platzes und die Hofkirche starrten schwarz und verlassen und waren vermutlich hohlgebrannt, nur aus dem Schloß und den Straßen dahinter zischten und knisterten die Brände und verbreiteten zuweilen das langhallende, schollernde Geräusch von einstürzenden Mauern. Sonst war es still. »Es kann schließlich nicht überall so aussehen«, sagte Georg zu seinem verstummten Begleiter, »gehen Sie geradeaus über die Brühlsche Terrasse, immer an der Elbe entlang. Sie sind

in zehn Minuten am Sachsenplatz. Ihre Frau wird froh sein!«

»Wollen Sie denn dort hindurch?« fragte der Offizier und deutete auf die flackernden Häuser vor ihnen.

»Ich will's versuchen«, nickte Georg, »wenn es zu schwierig wird, komme ich Ihnen am Ufer nach und muß dann sehen, ob ich die Johann-Georgen-Allee vom Süden her erreichen kann.« Er sah, wie der Offizier über die Drähte der Lichtleitungen kletterte und dann drüben vor den breiten Steinstufen der Brühlschen Terrasse im ungewissen Licht verschwand.

Dies hier war einer der schönsten Plätze Deutschlands gewesen. Es fiel ihm ein, wie er als Junge mit seiner Schulklasse die Hofkirche besichtigt hatte, wie sie mit dem Zeichenlehrer, auf kleinen Klappstühlen sitzend, die Augustusbrücke skizzierten, wie er zum ersten Mal im neuen Konfirmationsanzug in die Oper durfte, wie er dann nach der Tanzstunde mit Edith heimlich im Italienischen Dörfchen getanzt hatte, – und schließlich der blanke Sonntagmorgen, wo er im Stahlhelm, den Arm in der Schlinge, mitten auf diesem Platz zur Parade angetreten war, als der König aus einem Kreis mit Offizieren unter hohen weißen Roßhaarbüscheln auf funkelnden Helmen zu ihm trat und mit behaglichem Sächsisch und rauher Stimme fragte: »Nun, da sind Sie wohl froh, daß Sie mal wieder daheim sind?« Eines dieser schollernden, lawinenähnlichen Geräusche ließ ihn aufschrecken. Er mußte so rasch als möglich zu Marion. Er hörte, wie er laut zu sich sagte: »Also, los!« nahm seinen Koffer vom Boden und schritt nach dem Tor zwischen der Hofkirche und dem Landtagsgebäude, durch das weißer Rauch quoll.

**»Neue Zürcher Zeitung« (11. März 1945)
Dresden**

In der Nacht vom 13. auf den 14. Februar wurde Dresden, das mehr als fünf Jahre lang vom Krieg vollkommen verschont geblieben war, aber nun angesichts der russischen Offensive in Niederschlesien für die Deutschen plötzlich die Bedeutung einer strategischen Schlüsselposition erlangte, zum ersten Mal von der Luftwaffe der Alliierten bombardiert, und diesem ersten Angriff folgten binnen 48 Stunden noch zwei weitere Schläge. Die Bevölkerung, die in der langen Schonzeit sorglos geworden und auf die Heimsuchung kaum vorbereitet war, erlitt schwere Verluste.

Nach der Berliner Darstellung soll die ganze Stadt mit allen ihren Baudenkmalern vernichtet sein. Ein klares Bild vom Umfang der Zerstörungen, von dem, was an architektonischen und anderen künstlerischen Werten unwiederbringlich verloren ist, und dem, was die Katastrophe vielleicht überdauert, wird man erst später gewinnen können, wenn die Rauchwolke der Kriegspropaganda sich verzogen haben wird. Denen, die heute im Dunkel dieser Wolke die Stimme zur Klage über die Ruinen erheben wollen, gebietet es an der Legitimation und an der Glaubwürdigkeit in jedem Sinne. Ihnen war in dem Krieg, in dem sie Europa stürzten und den nun Deutschland in der bittersten Form bis zur Neige kosten muß, die Verfeinerung der menschlichen Gesittung, wie sie die Hauptstadt Sachsens einst verkörperte, ein lästiges Gepäck – Ballast, den sie längst über Bord geworfen hatten, bevor Dr. Ley am 3. März 1945 im »Angriff« schrieb: »Jetzt, nach der Zerstörung von Dresden, atmen wir fast auf...«

Erich Kästner

Dresden war eine wunderbare Stadt

Ja, Dresden war eine wunderbare Stadt. Ihr könnt es mir glauben. Ihr müßt es mir glauben! Keiner von Euch, und wenn sein Vater noch so reich wäre, kann mit der Eisenbahn hinfahren, um nachzusehen, ob ich recht habe. Denn die Stadt Dresden gibt es nicht mehr. Sie ist, bis auf einige Reste, vom Erdboden verschwunden. Der Zweite Weltkrieg hat sie, in einer einzigen Nacht mit einer einzigen Handbewegung, weggewischt. Jahrhunderte hatten ihr unvergleichliche Schönheit geschaffen. Ein paar Stunden genügte, um sie vom Erdboden fortzuheben. Das geschah am 13. Februar 1945. Achthundert Flugzeuge warfen Spreng- und Brandbomben. Und was übrigblieb, war eine Wüste. Mit ein paar riesigen Trümmern, die aussahen wie gekenterte Ozeandampfer.

Ich habe zwei Jahre später mitten in dieser endlosen Wüste gestanden und wußte nicht, wo ich war. Zwischen zerbrochenen, verstaubten Ziegelsteinen lag ein Straßenschild. »Prager Straße« entzifferte ich mühsam. Ich stand auf der Prager Straße? Auf der weltberühmten Prager Straße? Auf der prächtigsten Straße meiner Kindheit? Auf der Straße mit den schönen Schaufenstern? Auf der herrlichsten Straße der Weihnachtszeit? Ich stand in einer kilometerlangen, kilometerbreiten Leere. In einer Ziegelsteppe. Im Garnichts.

Noch heute streiten sich die Regierungen der Großmächte, wer Dresden ermordet hat. Noch heute streitet man sich, ob unter dem Garnichts fünfzigtausend, hunderttausend oder zweihunderttausend Tote liegen. Und niemand will

es gewesen sein. Jeder sagt, die anderen seien dran schuld.

Ach, was soll der Streit? Damit macht ihr Dresden nicht wieder lebendig! Nicht die Schönheit und nicht die Toten! Bestraft künftig die Regierungen, und nicht die Völker! Und bestraft sie nicht erst hinterher, sondern sofort! Das klingt einfacher, als es ist? Nein. Das ist einfacher, als es klingt.

Gerhart Hauptmann

Zum Tod von Dresden

Hauptmann besuchte 1884 die Zeichenklasse der Kunstakademie in Dresden. Die Stadt, deren Untergang er miterlebte, hat er immer wieder besucht.

Wer das Weinen verlernt hat, der lernt es wieder beim Untergang Dresdens. Dieser heitere Morgenstern der Jugend hat bisher der Welt geleuchtet. Ich weiß, daß in England und Amerika gute Geister genug vorhanden sind, denen das göttliche Licht der Sixtinischen Madonna nicht fremd war und die von dem Erlöschen dieses Sternes, allertiefst schmerzlich getroffen, weinen.

Und ich habe den Untergang Dresdens persönlich erlebt. Wenn ich das Wort »erlebt« einfüge, so ist mir das jetzt noch wie ein Wunder. Ich nehme mich nicht wichtig genug, um zu glauben, das Fatum habe mir dieses Entsetzen gerade an dieser Stelle in dem fast liebsten Teil meiner Welt ausdrücklich vorbehalten.

Ich stehe am Ausgangstor des Lebens und beneide alle meine toten Geisteskameraden, denen dieses Erlebnis erspart geblieben ist.

Ich weine. Man stoße sich nicht an dem Wort weinen, die größten Helden des Altertums haben sich seiner nicht geschämt.

Ich bin nahezu dreiundachtzig Jahre alt und stehe mit einem Vermächtnis vor Gott, das leider machtlos ist und nur aus dem Herzen kommt; es ist die Bitte, Gott möge die Menschen mehr lieben, läutern und klären zu ihrem Heil als bisher.

Erhart Kästner

Wenn wir heimkommen würden: würde es weniger wüst sein als in der Wüste?

Der Schriftsteller und Bibliothekar Erhart Kästner war 1930-1936 an der Landesbibliothek in Dresden tätig und 1936-1938 Sekretär Gerhart Hauptmanns.

Am meisten aber zehrte der Gram um die Stadt Dresden an uns. Den Untergang dieser Stadt schien sich der Satan als etwas Besonderes bis zum Schlusse aufgehoben zu haben. Niemals vielleicht, solange die Erde bestand, wurden so viele Menschen in einer Stunde zu Tode gequält, niemals so eine Summe von Schönheit in einer Stunde zerstört.

Niemand lebt auf der Welt, der diese Stadt kannte und hätte sie nicht mit besonderer Liebe geliebt. Daß es diese Stadt gab, mußte jeden ein wenig glücklicher machen, auch den, der fern von ihr lebte. Ihr Reichtum war unerschöpflich, man brauchte sich nur zu nehmen davon: es war immer noch mehr und mehr da. Dresden, das war ein unablässiges frauliches Schenken.

Monatelang quälte uns die Ungewißheit über das Maß dieses Ruins. Sicherer war nicht zu erfahren, wir schwankten zwischen Hoffnung und Furcht. Viele Male träumte ich immer den nämlichen Traum: ich kam wieder nach Dresden und alles war gar nicht so schlimm...

Nicht lange danach erreichten uns einige Briefe aus Dresden... Man müßte sie alle so lesen, wie wir sie damals empfangen: in jener weltfernen Verbannung, welche Sehnsucht und Schmerzen, Liebe und Kummer ins Ungemessene vermehrt.

«...die Frauenkirche – jetzt stehst du davor und es sind nur noch zwei ragende Klippen, hier eine und drüben die andere. Und der Schuttberg dazwischen ist zehn Meter hoch: das ist alles. Ein ganzes Fassadenteil samt dem prachtvoll geschwungenen Giebelstück ist im Sturze erhalten geblieben, Stein bei Stein, aber weiß Gott wie es kam: es liegt nun verkehrt, köpflings auf der schrägen Schutthalde, die Spitze nach unten vor deinen Füßen, wie im Sturz der Verdammten. Du schaust hinauf und die Tränen kommen dir nicht. Wenn du durch Dresden gehst, weinst du nicht und das Herz blutet dir nicht, denn es wird dir zu Stein in der Brust. Dann schaust du zwischen den beiden Riffen hindurch und da siehst du, dahinter, weiß Gott: du siehst genau in der Lücke die widerwärtige Glaskuppel der Akademie, dies geschmacklose Ding aus dem vorigen Jahrhundert, das wir immer die Zitronenpresse nannten, das einzige, was das Stadtbild über der Elbe verdarb. Und siehe, das Abenteuer ist ihr ausgezeichnet bekommen. Der blödsinnige goldene Engel auf dem blödsinnigen Glas steht immer noch da, süß und sentimental, und macht seine Ballettgebärde auf einem Bein. Er ist unverehrt. Und dann schaust du wieder auf die Schuttberge, die rings um dich sind, denn irgendwohin mußt du doch schauen. Da siehst du die Kränze liegen. Sie werden jetzt, bald zwei Jahre danach, noch immer erneuert, denn unter den Schuttbergen, in den Kellern, da liegen sie noch. Und

der sentimentale Engel macht sein Ballett. Du besinnst dich lang, was für eine Straße da lief, wo du jetzt stehst, denn du bist da unzählige Male gegangen. Da sind noch Türpfosten. Mit Kreide steht noch immer an ihnen geschrieben (der Regen hat sich nicht dieser Schriftzeilen erbarmt): »Max und Trautel, wir sind bei Großmutter in Sebnitz«, oder: »Karl, wir sind nach Pulsnitz zu Hermann, wir sind alle am Leben« – natürlich, denn die Toten schreiben ja nicht. So steht an allen Pfosten und Mauerresten etwas, denn das ist die Post unserer Zeit. Und du kannst es nicht mehr ertragen und schaust wieder hinauf, denn irgendwohin mußt du doch schauen, und da siehst du, was du früher niemals bemerkt hast: die scheußliche Akademie trägt eine Inschrift am Giebel, früher sah man sie nicht, jetzt ist sie stolz, denn über die Trümmer der Frauenkirche hinweg kommt sie endlich zu Ruhm. Und du liest genau zwischen den beiden kostbaren ragenden Riffen: »Dem Vaterland zur Ehr und Zier«. Und darüber der blödsinnige Engel auf dem goldenen Bein. Du kannst es nicht länger ertragen, und ohne dich einen Schritt zu bewegen, siehst du in deinem Blickfeld, das so viel Irrsinn umfaßt, am Platz vor der Kirche eine Plakatsäule stehen, sie wird noch immer beklebt, weiß der Himmel für wen, denn du siehst keine Menschenseele zwischen den Trümmern. Du siehst ein Plakat: »Ein Abend Lachen mit Arthur Preil« und der Plakat-Mann auf dem Bild krümmt sich vor Lachen.

Und doch muß ich dir sagen: hab keine Sorge, wiederzukommen. Vielleicht kannst du's nicht glauben, aber die Stadt ist immer noch stark und großartig in ihrem Ruin. Lieblich sogar. Du mußt es dir vorstellen wie in Rom, wie den Palatin: überblüht.

Neulich waren wir zum ersten Mal in der Oper. Sie spielt jetzt in Bühlau draußen im Vorstadtgasthof, wo früher der Sonntagstanz war. Wir kamen etwas zu spät und kamen hinein, als der Tenor gerade sang: Wie schön ist die Prinzessin Salome, sieht sie nicht aus wie das Bild einer weißen Rose im silbernen Spiegel? Halt es für möglich: die Oper in diesem Stall hat die Glorie von einst. Wen das nicht rührt! Es ist unsere Dresdener Oper geblieben in strahlender Pracht. Der Saal ist viereckig wie eine Kiste, von wirklich dämlicher Viereckigkeit. Das Orchester nimmt gerade den vierten Teil ein, es ist keinerlei Absatz zwischen den Musikern und dem Publikum. Mitten durch den Raum gehen zwei Reihen scheußlicher gußeiserner Säulen, wie das bei solchen Sälen eben so ist. Da sind für die Beleuchtung unter der Saaldecke zwei Laufstege gezogen, von Säule zu Säule, der Beleuchter steigt in seinem Arbeitskittel hinauf, macht etwas an seinen Lampen, steigt ganz ruhig wieder herunter, geht auf die andere Seite hinüber und schafft dort. Niemand fühlt sich gestört. Alle hören und schauen und fühlen ganz stark. Es ist so, daß sich in diesem gemeinen Lokal etwas Falsches nicht hält. Vor so viel Trostlosigkeit würde alles Pomphafte lächerlich werden: nichts kann sich halten als pure Kunst. Wie der Prophet auf den Rand der Zisterne trat und Den verkündete, der nach ihm kommen werde, war rings um ihn ägyptische Nacht und die Sterne und die unendliche Wüste, und wir dachten von hier aus an dich. Ich bin nicht wert, sang er wunderbar schön, seine Schuhriemen zu lösen, aber die Wüsten werden aufjauchzen unter seinem Schritt. Auch wir gehen hier durch eine unabsehbare Wüste, du wirst sehen. Aber ob sie noch einmal aufblüht für uns?«

Martin Skinner

Dresden (Englisch, Übersetzung von Gertrud Eckardt)

Dieses mit »Martin Skinner« gezeichnete Gedicht ging im Nachkriegsdresden von Hand zu Hand. Der Verfasser war leider nicht zu ermitteln.

Dresden versank. In einer einz'gen Nacht,
die schöne Stadt, die niemals ich gesehen,
noch sehen soll. An ihrer Stelle stehen
die nackten Trümmer nur, wo einst die Pracht
von edler Baukunst, von Palästen uns entzückt,
– nun von dem Gifthauch der Vergänglichkeit zersetzt –
wo makellose Schönheit uns ergötzt'
mit Grazie, die uns schmerzhaft fast beglückte.
All dies ist nun dahin. Wie es auch kam,
wir rechten nicht. So ist der Krieg. Allein
ist's auch in solchem Falle nicht Verrat zu nennen,
wenn Trauer wir empfinden, ja fast Scham,
daß wir vom Schatz der Welt, der, ach, so klein,
Schönheit zerstörten, die wir nie ersetzen können!

Erna Hedwig Hofmann

Dresdner Requiem

Am 13. Februar 1955, dem Tage zehnjährigen Gedenkens an die Zerstörung der Stadt, wird mit einem von fünftausend Menschen besuchten Gottesdienst und der zweimaligen Aufführung des »Dresdner Requiems« von Rudolf Mauersberger die Kreuzkirche wiedereröffnet. Noch ist nicht viel mehr geschehen, als daß die Kupferbedachung repariert und vervollständigt, die Kirche mit Fenstern und Türen versehen und die teilweise erhalten gebliebene Kessel- und Röhrenanlage der städtischen Fernheizung ange-

schlossen worden ist. Der größte Teil des Stuckwerks aus der Jugendstilepoche wurde entfernt und die Linienführung der ursprünglichen Architektur weitgehend freigelegt und ergänzt. Hellgrauer, noch nicht völlig ausgetrockneter Rauputz verkleidet den an eine gigantische Krypta erinnernden Kirchenraum. Einfache lackierte Bänke und schmucklose helle Sitze nehmen die Stelle des früheren Eichengestühls ein. Chor- und Altarraum sind noch beschädigte Höhlen, in denen die Notbeleuchtung gespenstische Schlagschatten wirft. Die zur Zeit benutzte kleine Orgel ist ein Leihinstrument. Trotzdem mußten zehn Jahre vergehen, bis die Kirchenbehörde der zertrümmerten Stadt mit ihren schwer geschädigten Gemeinden die Mittel für einen solchen Riesenbau aufzubringen und der Architekt Fritz Steudtner diese vorläufige Lösung zu entwickeln und in die Wirklichkeit umzusetzen vermochte. Vielleicht kann es nur ein Dresdner ermessen, was für den Dresdner dennoch die interimistische Fertigstellung dieses mit allen Zeichen des Unzulänglichen versehenen Gotteshauses bedeutet, welche Empfindungen ihn bewegen, wenn wieder das mächtige fünfstimmige Geläut über die Stadt hinwegt, über den neu erstehenden Altmarkt mit seinen Reihenhäusern, die dem altdresdner Stil nachempfunden sind, den im hereinbrechenden Dunkel erleuchteten modernen Ladengeschäften unter den Arkadengängen – dort, wo vor zehn Jahren die grauenvollen Scheiterhaufen rauchten, auf denen Tausende verstümmelter Toter zu Asche verbrannten. Einige der Knaben, die damals geboren wurden, stehen als jüngste des Chores in Kurrendetracht auf dem Altarplatz und singen mit ihren hellen, unberührten Stimmen: »Herr, gib ihnen die ewige Ruhe, und das ewige Licht leuchte ihnen.«

Fritz Löffler Theaterplatz

Löffler, 1899 in Dresden geboren und dort auch heute noch als Kunsthistoriker tätig, veröffentlichte u. a. das grundlegende Werk »Das alte Dresden« (Dresden 1955).

Der Besucher Dresdens, der von der Brühlschen Terrasse oder der Brücke aus auf die Hofkirche, das spätbarocke Wunderwerk des Römers Chiaveri an den Ufern der Elbe, zuschreitet, steht, wenn er den Schloßplatz passiert hat, vor einem zweiten Platz, dem Theaterplatz, Mittelpunkt des Dresdener kulturellen Lebens. Beglückt werden seine Augen wahrnehmen, daß er sich heute wieder in seinem vollen Raumgefüge präsentiert, wenn auch die Scharten, die ihm der Krieg geschlagen hat, noch sichtbar in Erscheinung treten.

Der Theaterplatz ist nicht nur die einzige historische Platzanlage Dresdens, die in vollem Umfange den Schrecken des Krieges überstanden hat, sondern er zählt auch zu den schönsten von ganz Deutschland. Zwischen Schloß und den Festungswerken gelegen, die erst um 1810 fielen, gehört er nicht zu den gewachsenen, sondern zu den gestalteten Plätzen. Die architektonische Konzeption verdankt er dem namhaftesten Architekten des 19. Jahrhunderts, Gottfried Semper, der durch den grandiosen Forumplan von 1837/41 in das Chaos zufälliger Baulichkeiten des »Italienischen Dörfchens« hier Ordnung schaffen und den Zwinger nach der Elbe, dem Vorbilde Pöppelmannscher Entwürfe entsprechend, verlängern wollte. Aus der Reihe der monumentalen Bauten, mit denen er seine Platzanlage zu umsäumen beabsichtigte, entstand zunächst 1838 bis 1841 das erste Opernhaus, das 1869 abbrannte und, weiter nach

Ost gerückt, anschließend von ihm und seinem als Bau-
führer wirkenden Sohne Manfred in den Formen der Spät-
renaissance wiedererstand. 1945 ausgebrannt, steht es seit
1956 wenigstens in seinem Gehäuse gesichert für einen
späteren Wiederaufbau bereit.

Brigitte Jeremias In Dresden 1964

*Brigitte Jeremias, aus einer sächsischen Theologenfamilie
stammend, später Schauspielschülerin von Jenny Schaffer
und Alice Verden, ist heute Feuilletonredakteurin bei der
Frankfurter Allgemeinen Zeitung.*

„Und wie gefällt Ihnen Dresden?“ fragte der junge Volks-
polizist am Altmarkt. Er hatte mich angehalten und ver-
warnt, weil ich, mit dem Fahrrad vom Neumarkt herkom-
mend, plötzlich zwischen den völlig veränderten, teils mit
Neubauten bestandenen, teils kahlen Straßenzügen nicht
mehr weiter gewußt hatte, kurzerhand durch Kolonnaden
und über den Bürgersteig hinweg in die Thälmannstraße
und ihm direkt in die Arme gefahren war.

„Gut“, antwortete ich.

„Na, und ist es nicht schöner als vorher?“

„Schöner?“ fragte ich zurück. Und blitzschnell tauchte in
mir das Bild auf, wie ich es am Nachmittag des 13. Februar
1945 zum letzten Mal gesehen und wie es sich an jenem
vom Vorfrühlingswind bewegten Fastnachtsdienstag un-
auslöschlich eingepägt hatte: die schönste aller deutschen
Stadtsilhouetten vom Neustädter Elbufer aus gesehen, der
Filigranturm der Hofkirche, Mast des elliptisch geformten
Kirchenschiffes, dessen zweigeschossiges Dach überlebens-
große Heilige mit sturmgeblähten Gewändern umrunde-

ten, dahinter Klengels Schloßurm, stromaufwärts, etwas
zurückliegend, die runde Kuppel der Frauenkirche, Gebor-
genheit ausstrahlend für die ganze Stadt, wie eine Glucke,
die ihr Gefieder über die Jungen spreizt, dazwischen die
Brühlsche Terrasse, das Ständehaus und im Hintergrund
der Turm des Neuen Rathauses mit dem goldenen Gam-
brinus. Ich dachte an die elegante Parade der Prager, See-
und Schloßstraße, zwischen Hauptbahnhof und Elbe, an
das Café „Zuntz selige Witwe“ in der Prager Straße, wo
wir Schauspielleven von Erich Ponto und Jenny Schaffer
aus hohen braunen Kaffeetässchen für 27 Pfennig einen
vorzüglichen Kaffee geschlürft und uns in dem dunklen
gemütlichen Schlauch dieses Lokales über die wirksamste
Art der Ausbrüche in unseren Rollen unterhalten hatten.
Mir fiel die Arnoldsche Buchhandlung in der Schloßstraße
ein, wo der schmale bebrillte Inhaber auch während der
tausend Jahre eine Thomas-Mann-Ausgabe unterm Laden-
tisch hervorgezaubert hatte oder solche Raritäten, die sich
damals unvergeßlich eingepägt hatten, wie Thornton Wil-
ders „Die Brücke von San Luis Rey“. Ich dachte an Alt-Gas-
meyer gegenüber, mit dem Löwentisch und den frechen
Rededuellen bei Doppelkopp und Radeberger Pils, wobei,
von uns Kindern bewundert, die grünäugige Landrätin B.
Zigarillos rauchte, was uns ungeheuer verrucht erschienen
war. Ich sah vor mir das Café Kreuzkamm am Altmarkt,
wo man den besten Stollen der Welt gebacken hatte, sah,
ganz zuletzt, unser Haus am Beutlerpark mit dem Birken-
berg im Garten.

Der Volkspolizist blinzelte mich an, räusperte sich – mein
abwesender Blick war ihm aufgefallen – spielte am Schloß
seines Koppels (so schrecklich sicher war er ja nun auch

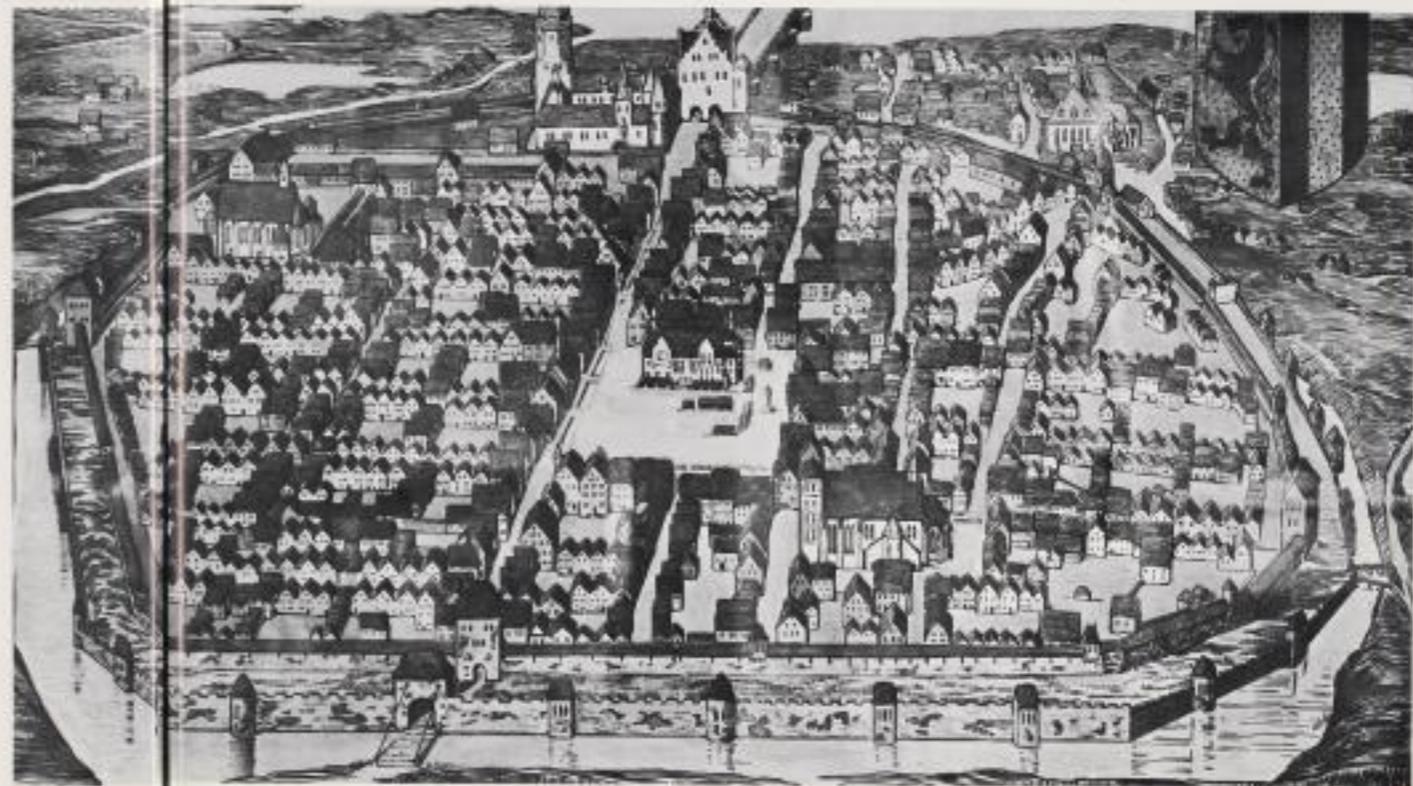
wieder nicht) und sagte: „Es ist doch alles heller, luftiger,
sonniger geworden, nicht mehr muffig und eng.“ Darauf
zog ich es vor zu schweigen. Gäste sollen sich diplomatisch
verhalten, aber ich lächelte ihn an.

„Na, denn weiter gute Ferien“, sagte er und lachte, im
Grunde ganz froh, diesen komischen Vogel aus dem We-
sten loszuwerden. „Und nicht mehr aufs Droddoar fahren.
Bei uns in der DDR gibt's das nicht.“

Rudolf Alexander Schröder Gruß an Dresden

*Schröder, der Dresden mehrmals besuchte, war lange Zeit
eng mit Hugo von Hofmannsthal befreundet, mit dem er
auch den Text zu der in Dresden uraufgeführten Oper
„Atabella“ besprach.*

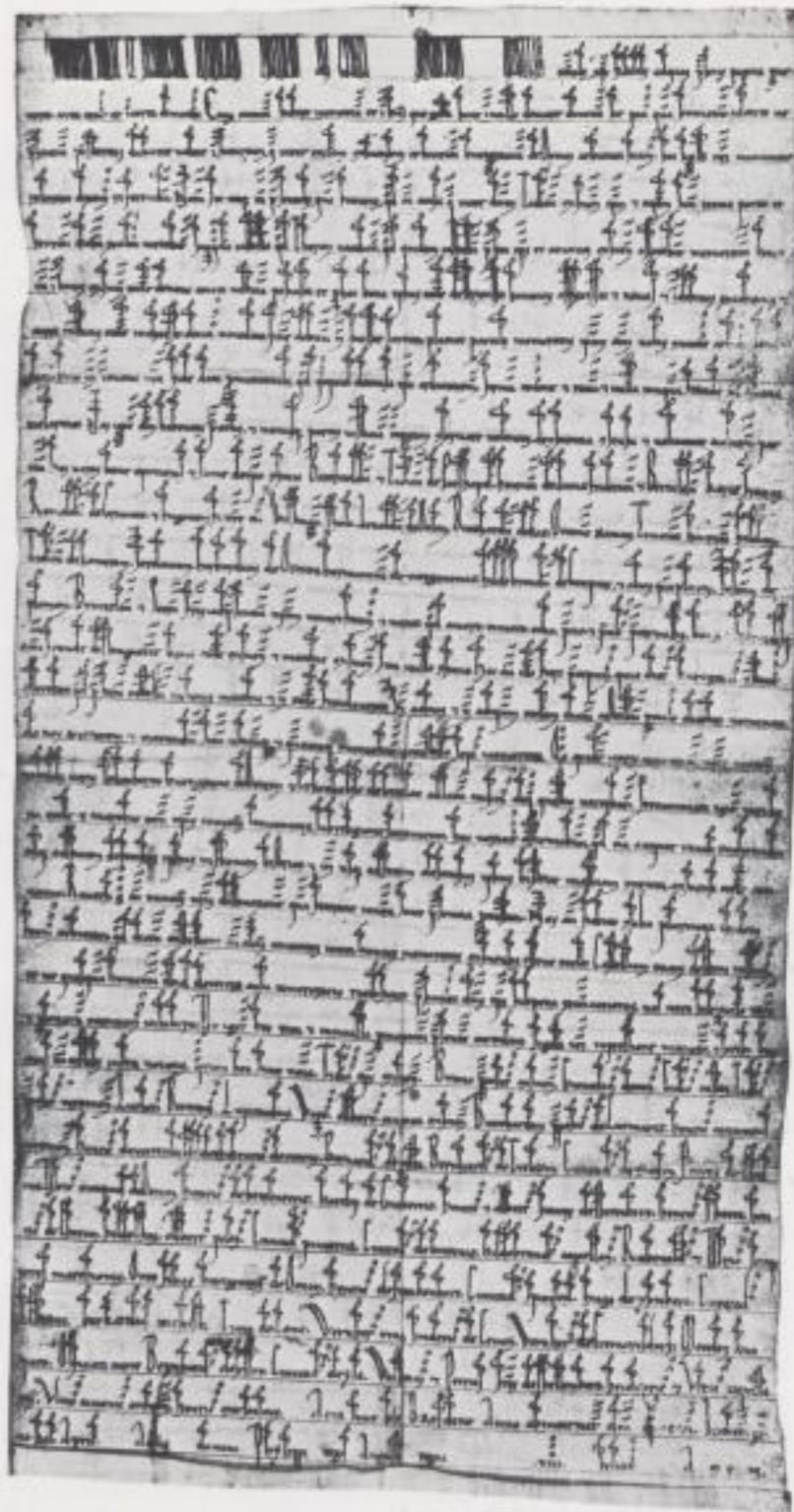
Ich sahe dich oft im Lenzen,
Hab öfters noch dein gedacht,
Stadt, unter Blumenkränzen
Von schimmernden Hügeln bewacht.
Viel blankes Getümm und Gebäude
Beschaut sich im silbernen Fluß.
Wer dich erblickt, hat Freude,
Trauer, wer scheiden muß.
Wer scheidet, fühlt sich betrogen,
Möcht immer noch stehn und schaun
Der Brücke steinernen Bogen,
Die Kuppel unserer Frau'n
Und den Strom und sein lachendes Leben
Im Morgen- und Abendlicht.
Mag's größere Städte geben:
Schönere weiß ich nicht.





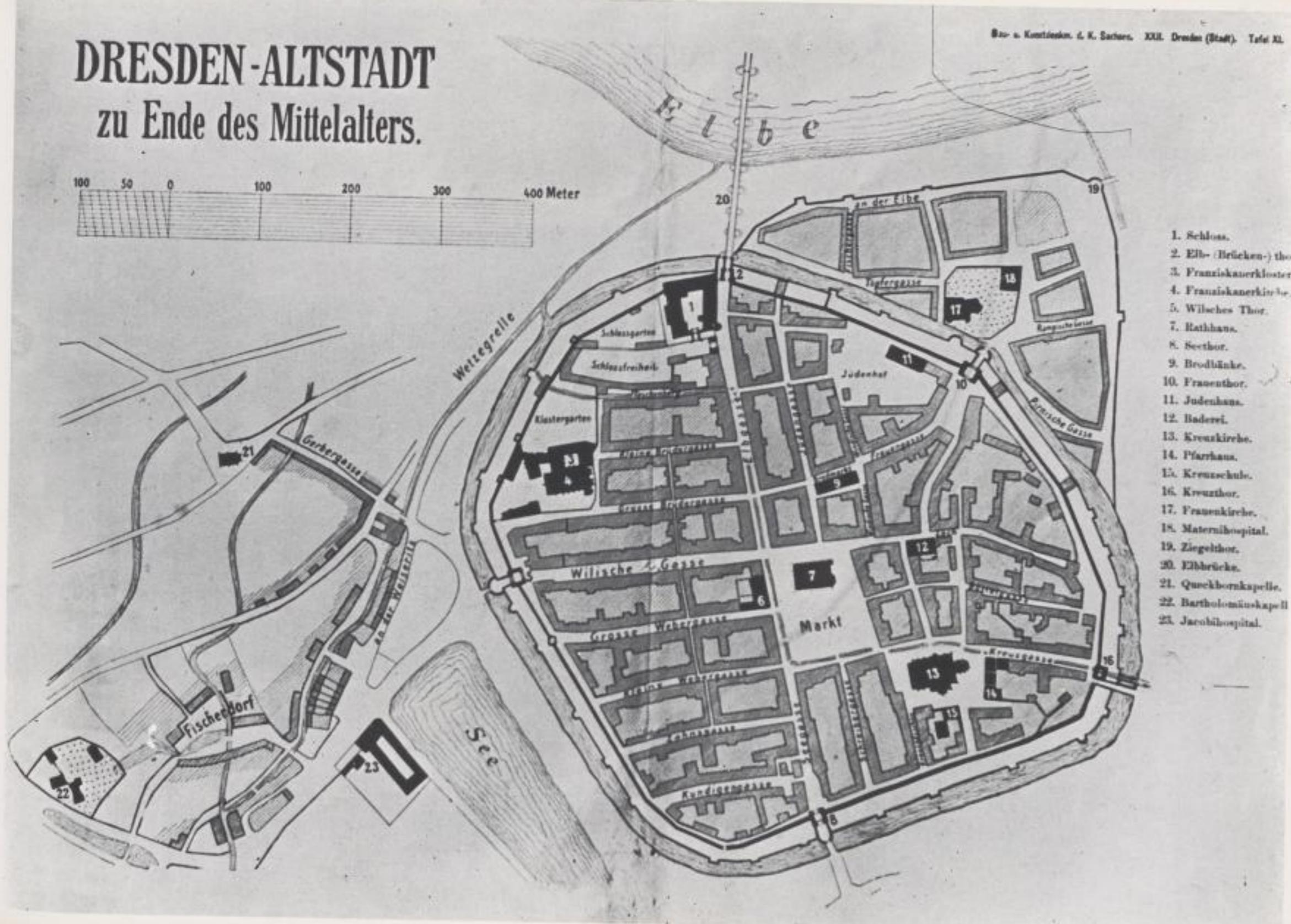
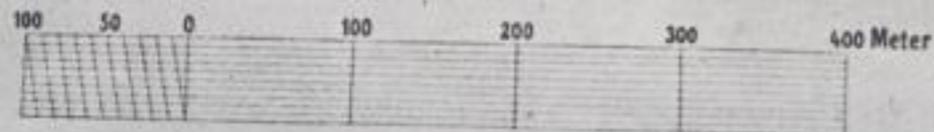
Ältestes Siegel des Rates zu Dresden aus dem Jahre 1309

Urkunde vom 31. 3. 1206, in der Dresden als Ort erstmals erwähnt wird (sie behandelt den Streit zwischen Herrn Dietrich, Bischof von Meißen, und seinem Domkapitel und Heinrich, Burggraf von Dohna, um eine gewisse Feste Thorun.)



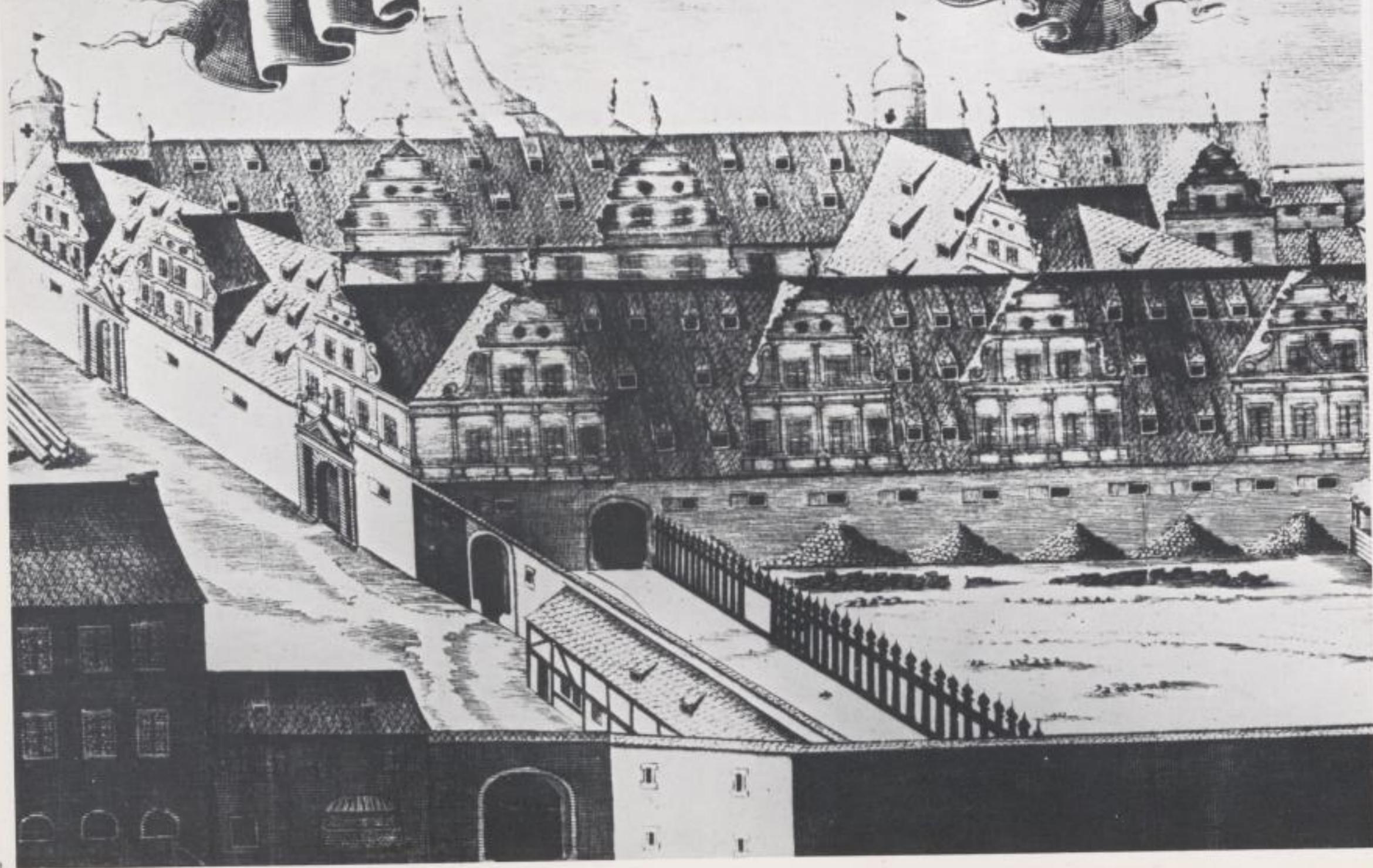
DRESDEN-ALTSTADT zu Ende des Mittelalters.

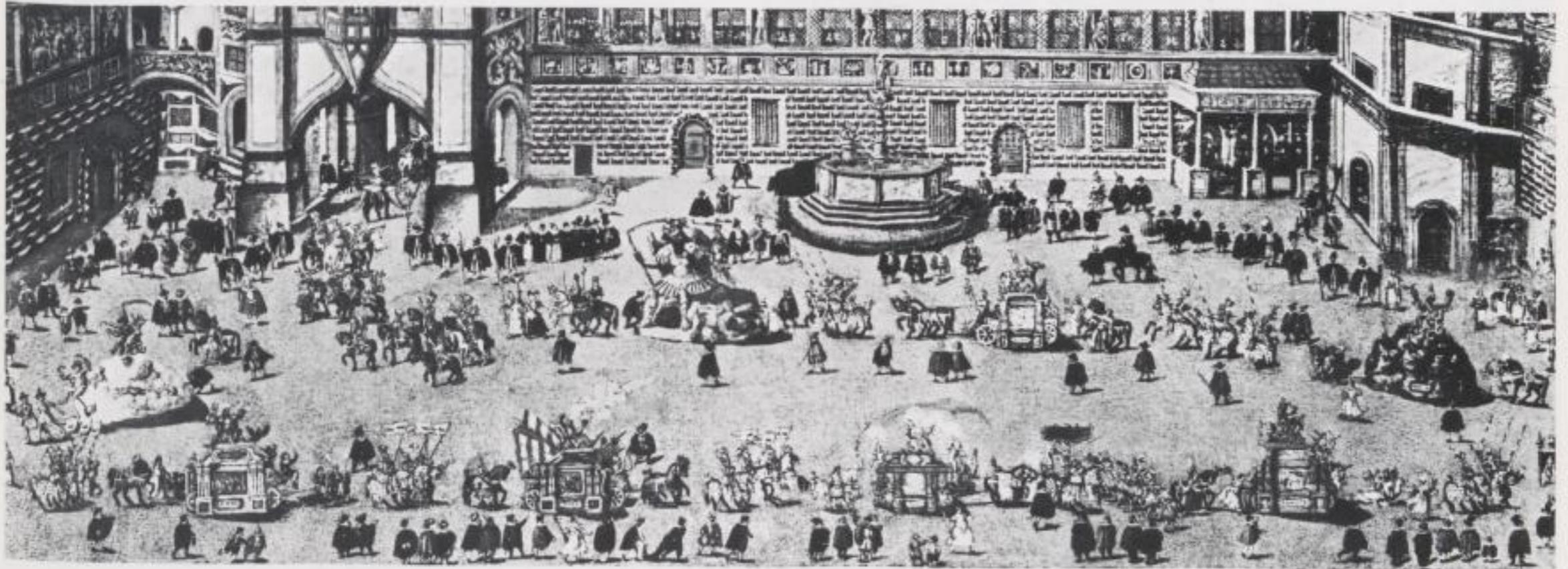
Bau- u. Kunstdenkm. d. K. Sachs. XII. Dresden (Stadt). Tafel XI.



1. Schloss.
2. Elb- (Brücken-) thor.
3. Franziskanerkloster.
4. Franziskanerkirche.
5. Wilches Thor.
7. Rathhaus.
8. Seethor.
9. Brodtbänke.
10. Frauenthor.
11. Judenhans.
12. Baderei.
13. Kreuzkirche.
14. Pfarrhaus.
15. Kreuzschule.
16. Kreuzthor.
17. Frauenkirche.
18. Maternihospital.
19. Ziegelthor.
20. Elbbrücke.
21. Quackbornkapelle.
22. Bartholomäuskapell.
23. Jacobihospital.

Das k. k. bürgerl. Nachh. Haubt
Zeughaus zu Dresden.





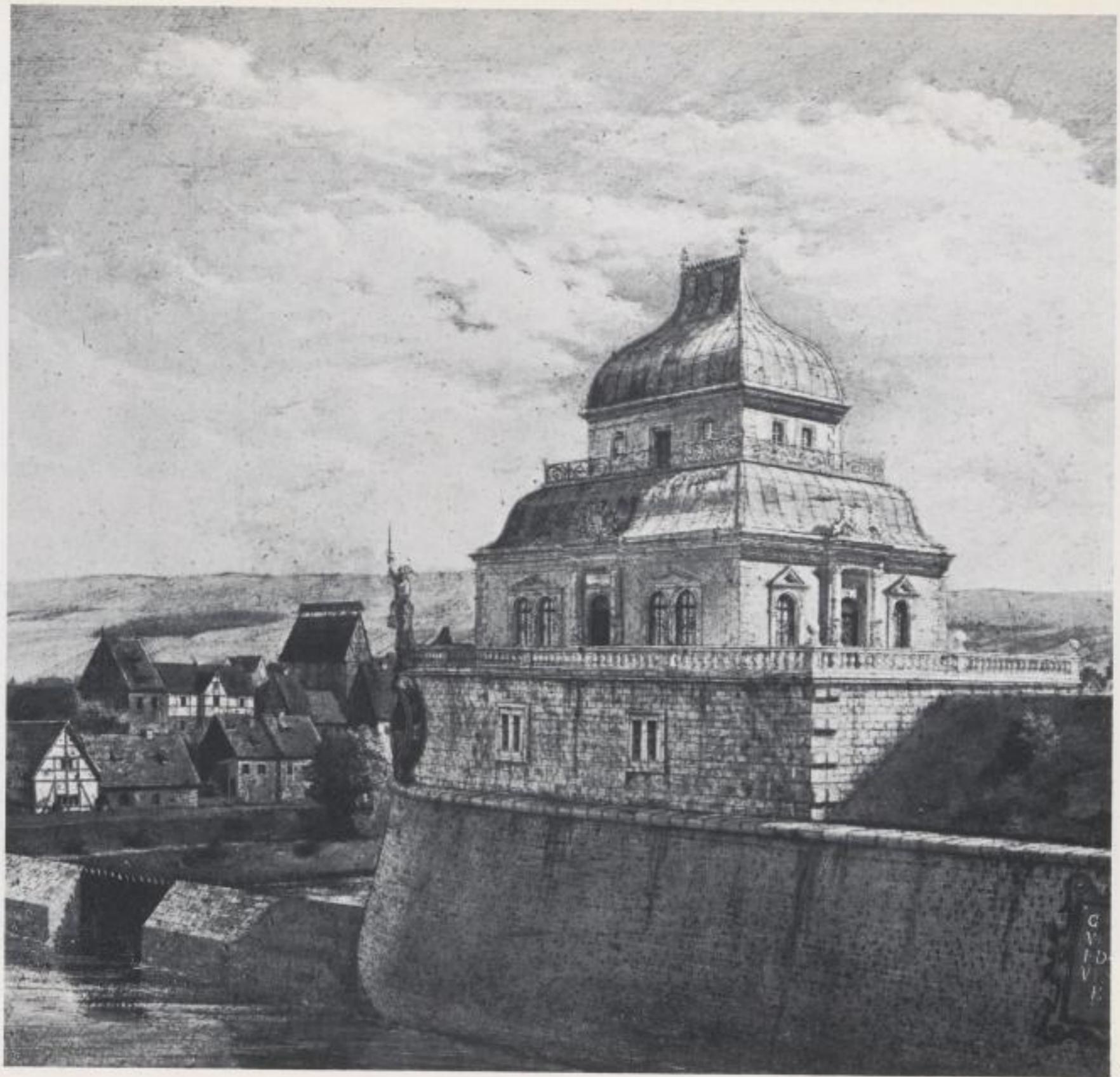
Aufzug der »Zeit« und der »Sieben Planeten« zum Ringrennen am
28. 6. 1613 im Schloßhof. Ölgemälde von D. Bretschneider

links: Das unter Kurfürst August 1559–1563 erbaute Churfürstlich
Sächsische Hauptzeughaus (an der Stelle des heutigen Albertinums)

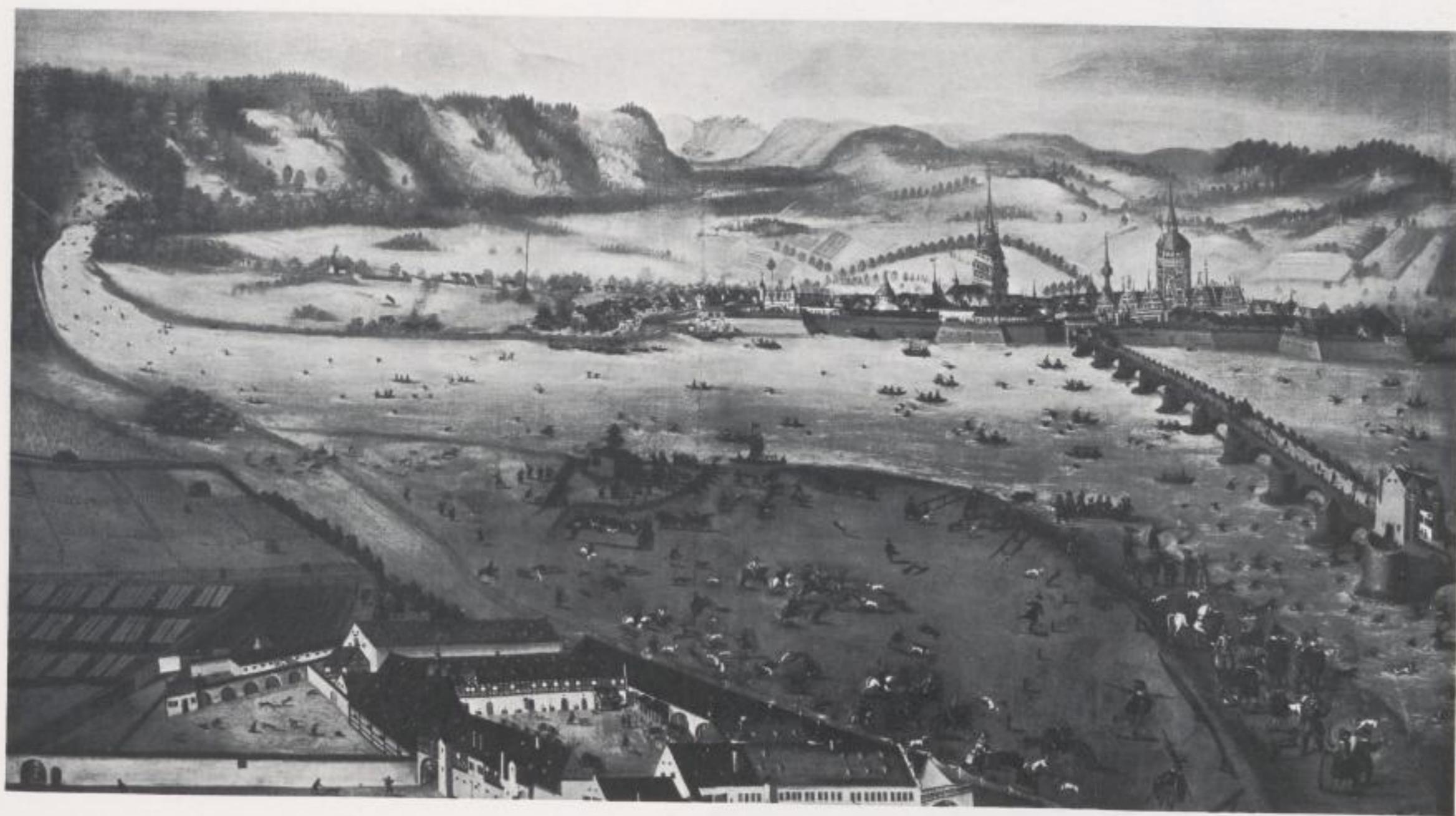


Das 1617–1653 erbaute Kurfürstliche Lusthaus auf der Jungfernbastei (Belvedere). Gemälde von Friedrich Hagedorn

links: Karussellreiten im Stallhof um 1600. Gemälde eines unbekanntes Meisters

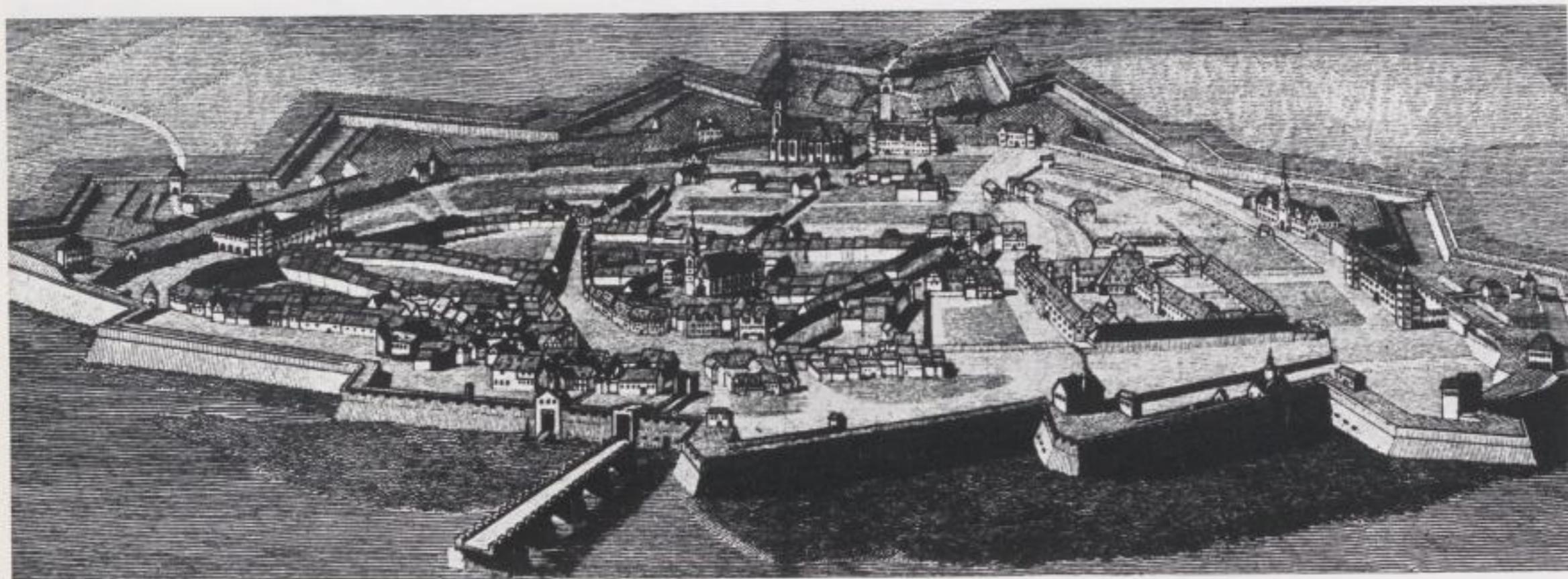






Nördliche Ansicht von Dresden um das Jahr 1614, vorn in der Mitte
der Jägerhof, auf der Elbe eine Wasserjagd. Gemälde eines unbekann-
ten Meisters

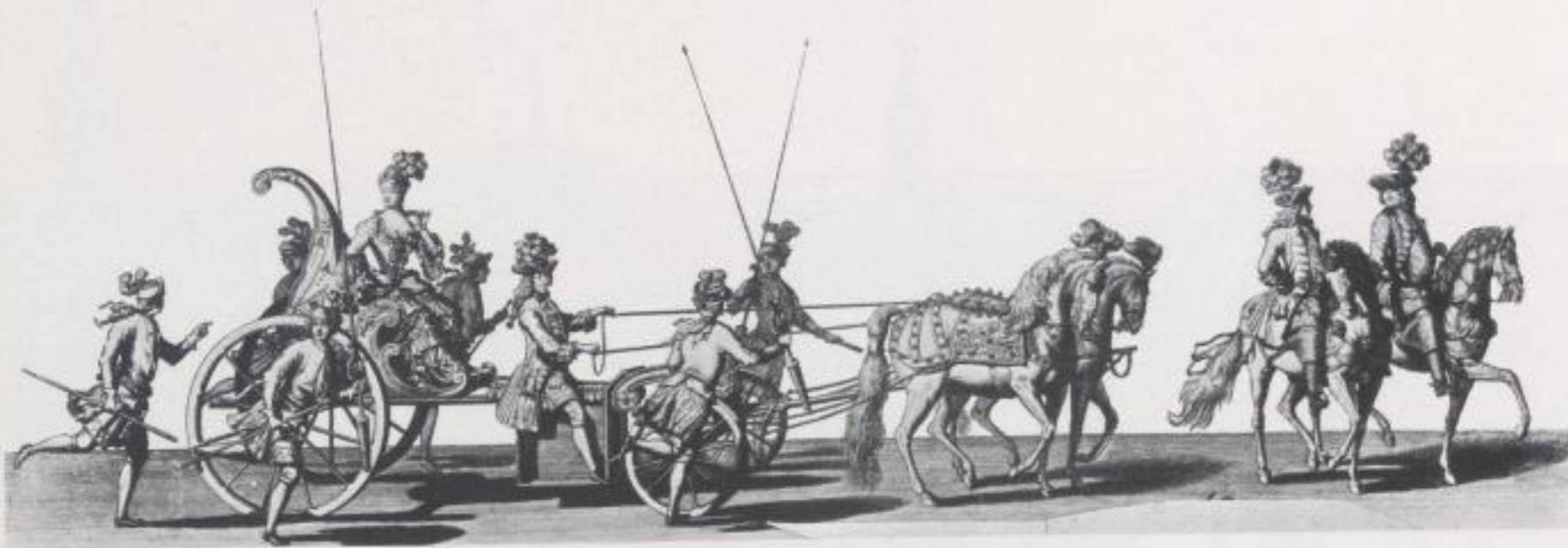
links: Dresden aus der Vogelschau, Lithographie von Reibisch (1827),
nach einem Gemälde von Vogel [1634] 65



Plan aus der Zeit vor 1685

rechts: Wildschweinjagd im großen Hof (Ostseite) des Residenzschlosses im 17. Jahrhundert. Zeitgenössischer Stich





Gräfin Cosel und August der Starke beim Damenringrennen 1709.
Zeitgenössischer Stich

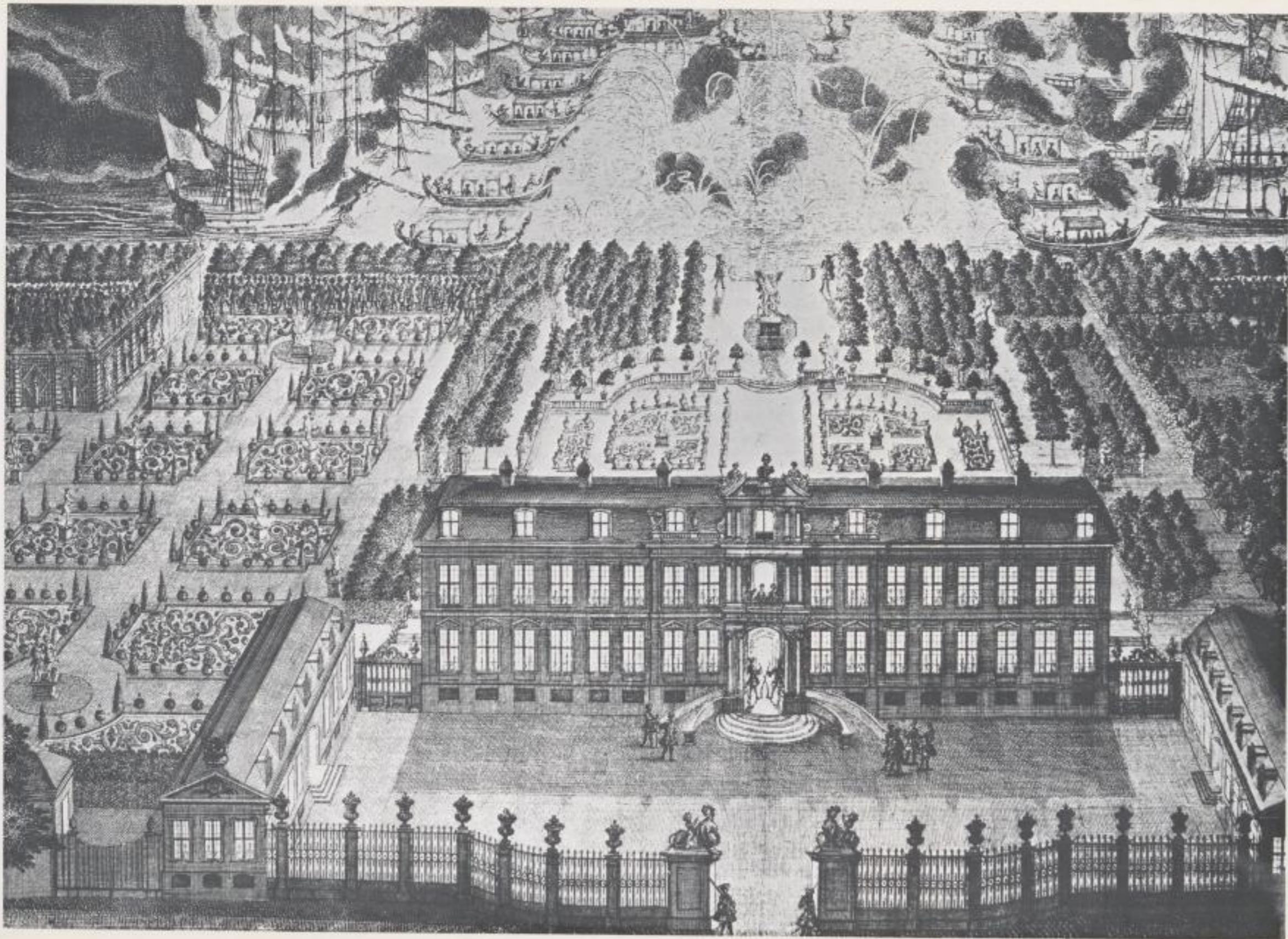
rechts: Das Japanische Palais in Dresden-Neustadt während eines Feuerwerks auf der Elbe anlässlich der Vermählung Friedrich Augusts II. mit Maria Josepha im Jahre 1719

Seite 70 links: Verleihung des Hosenbandordens an Kurfürst Johann Georg IV. im Dresdner Schloß im Jahre 1693. Ausschnitt aus einer zeitgenössischen Deckfarbenmalerei

Seite 70 rechts: Der Kurfürstliche Bärenzwinger. Kupferstich von Jan Luyken aus dem 17. Jahrhundert

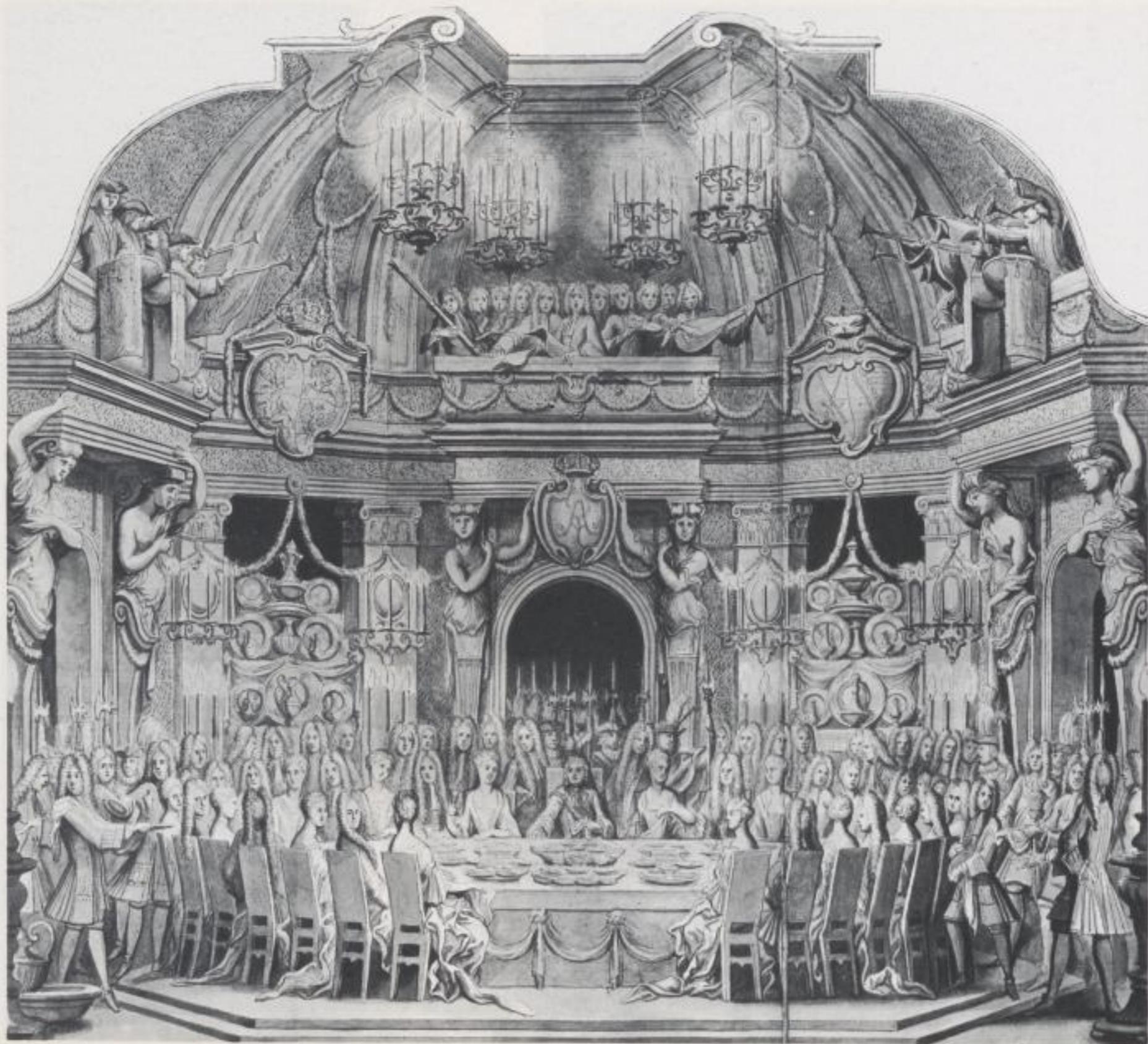
Seite 71 links: Abschied Augusts des Starken von seinem Sohn Friedrich August bei Antritt seiner Cavalierstour. Gemälde von Louis de Silvestre

Seite 71 rechts: August der Starke. Stich von C. A. Wortmann nach einem Gemälde von Louis de Silvestre









Zeichnung nach Pöppelmanns Architekturstudium für einen Speisesaal anlässlich des 49. Geburtstages von August dem Starken

rechts: Feuerwerk auf der Elbe zwischen dem großen königlichen Lusthaus auf der Festung und dem Jägerhaus am 6. 6. 1709 anlässlich des Besuchs des Königs Friedrich IV. von Dänemark. Stich von Moritz Bodenehr





Gondelentwurf zum Wasserfest der vier Jahreszeiten. Aquarell von
Alessandro Maura um 1720

Seite 75 links: Deckelpokal mit Ansicht von Dresden und Inschrift: »Es
gehe dem Herrn und Lande wohl«

Seite 75 rechts: Titel zu Pöppelmanns Zwinger-Werk von 1729. Kupfer-
74 stich von C. A. Wortmann

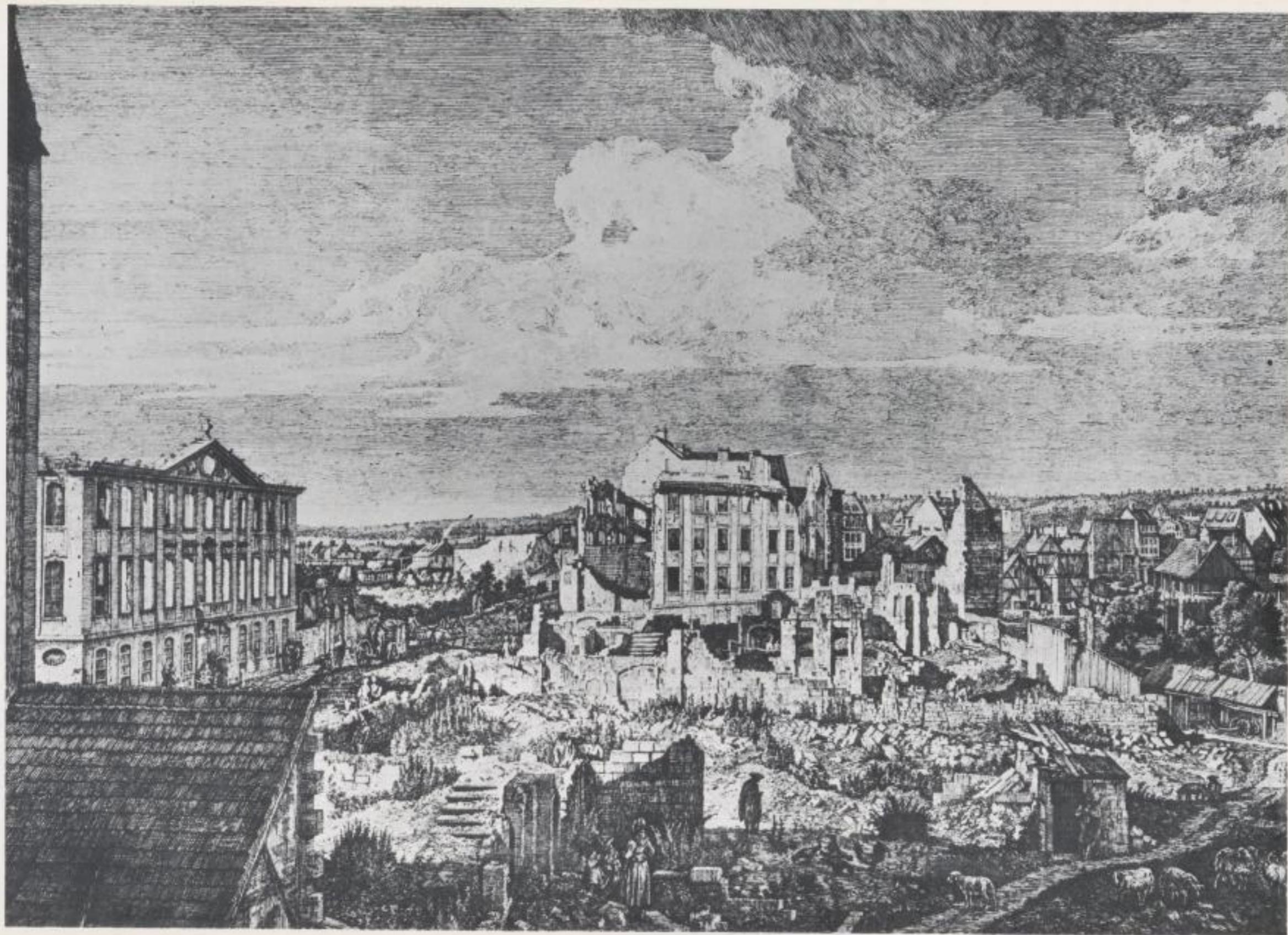


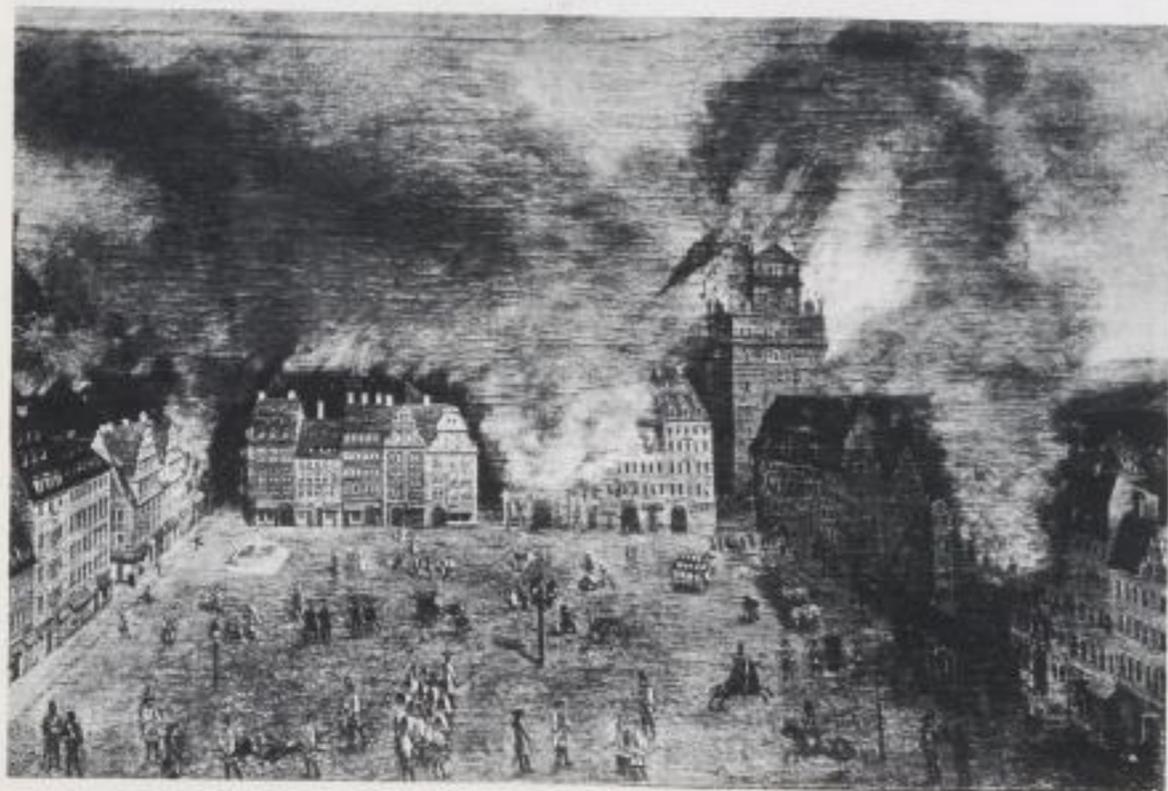
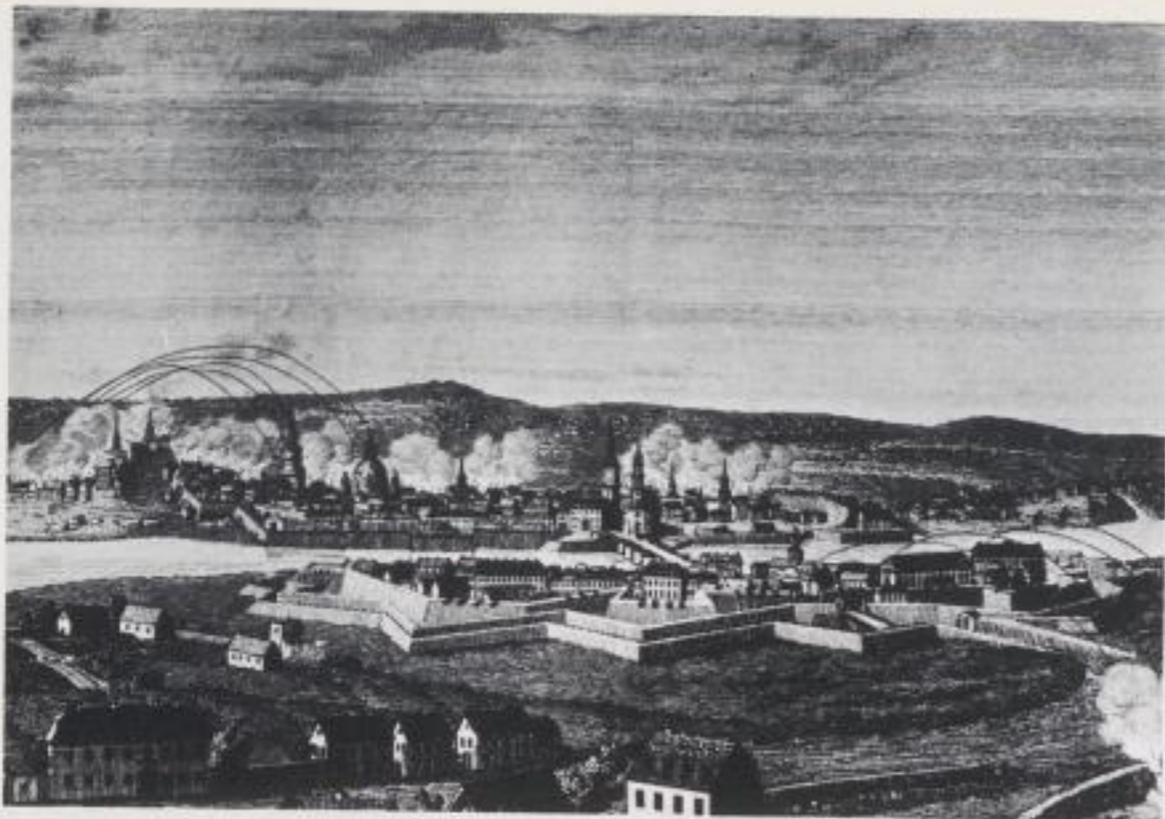


oben: «Residentz-Stadt Dresden». Stich von Christian Gottlieb Werner

unten: Stallhof mit Englischer Treppe. Stich von Moritz Boden-
ehr um 1730

rechts: Die 1758 abgebrannte Pirnaische Vorstadt mit Palais Für-
stenhof, Stich von Bernardo Bellotto, gen. Canaletto

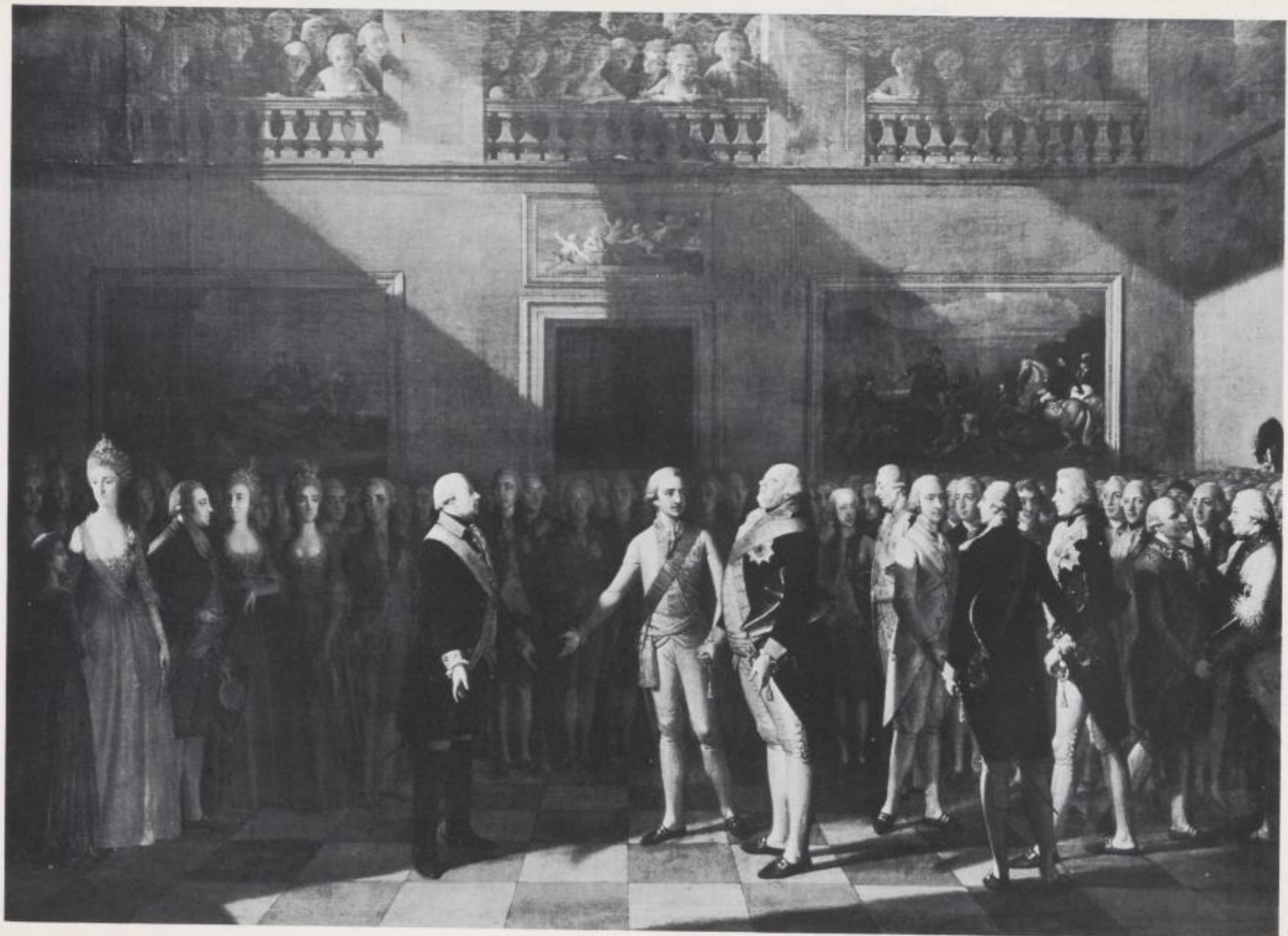




oben: »Belagerung, Bombardierung und Verbrennung« von Dresden durch ein Kommando Friedrichs des Großen vom 13.–30. 7. 1760

unten: Der Altmarkt bei der Beschießung durch Truppen Friedrichs des Großen am 19. 7. 1760

rechts: Zusammenkunft der Monarchen von Sachsen, Preußen und Österreich in Pillnitz am 25. 8. 1791, Gemälde von Johann Heinrich Schmidt (vorn Kaiser Leopold II. und König Friedrich Wilhelm II. von Preußen, zwischen beiden Kurfürst Friedrich August III., der Gerechte von Sachsen)







Die Sixtinische Madonna von Raffael

links: Die Festungswerke von der Neustadt aus gesehen. Stich von Hammer nach einem Gemälde von Otto Wagner



oben: I
gung in
unten:
fend (18
links: E
Bernard



oben: Die alte Augustusbrücke nach der am 19. 3. 1813 erfolgten Sprengung im Augenblick der Ankunft des russischen Parlamentärs

unten: Napoleon auf der Rückkehr aus Rußland in Dresden eintreffend [1812]

links: Eckhaus Rampische Gasse, Ausschnitt aus einem Gemälde von Bernardo Bellotto, gen. Canaletto





oben:
Die ersten Kosaken an der Löbtauer Weißeritzbrücke im August 1813

unten: Empfang des Kaisers von Rußland und des Königs von Preußen
durch Geistlichkeit und Rat am Schwarzen Tor am 24. 4. 1813

rechts: Napoleon während der Schlacht bei Dresden am 27. 8. 1813 auf
der Anhöhe bei Strehlen



Würde es weniger
wusst
als
Dresde
vo

1813
ußen
1813
3 auf
ehlen



links: Villa des Fürsten Putjatin in Dresden-Zschachwitz, kolorierter Stich um 1830



rechts: Haus und Weinberg der Familie Körner in Dresden-Loschwitz

Seite 87: Ludwig Tieck liest vor (links, mit Häubchen, seine Frau, daneben seine beiden Töchter, auf dem Sofa Gräfin Finkenstein)





Kahnfahrt auf der Elbe, Gemälde von Carl Gustav Carus (1789–1869)

rechts: Schiffsmühle an der Elbe bei Dresden-Neustadt, Blick auf Dresden-Altstadt, Gemälde von Gustav Nieritz (1795–1876)

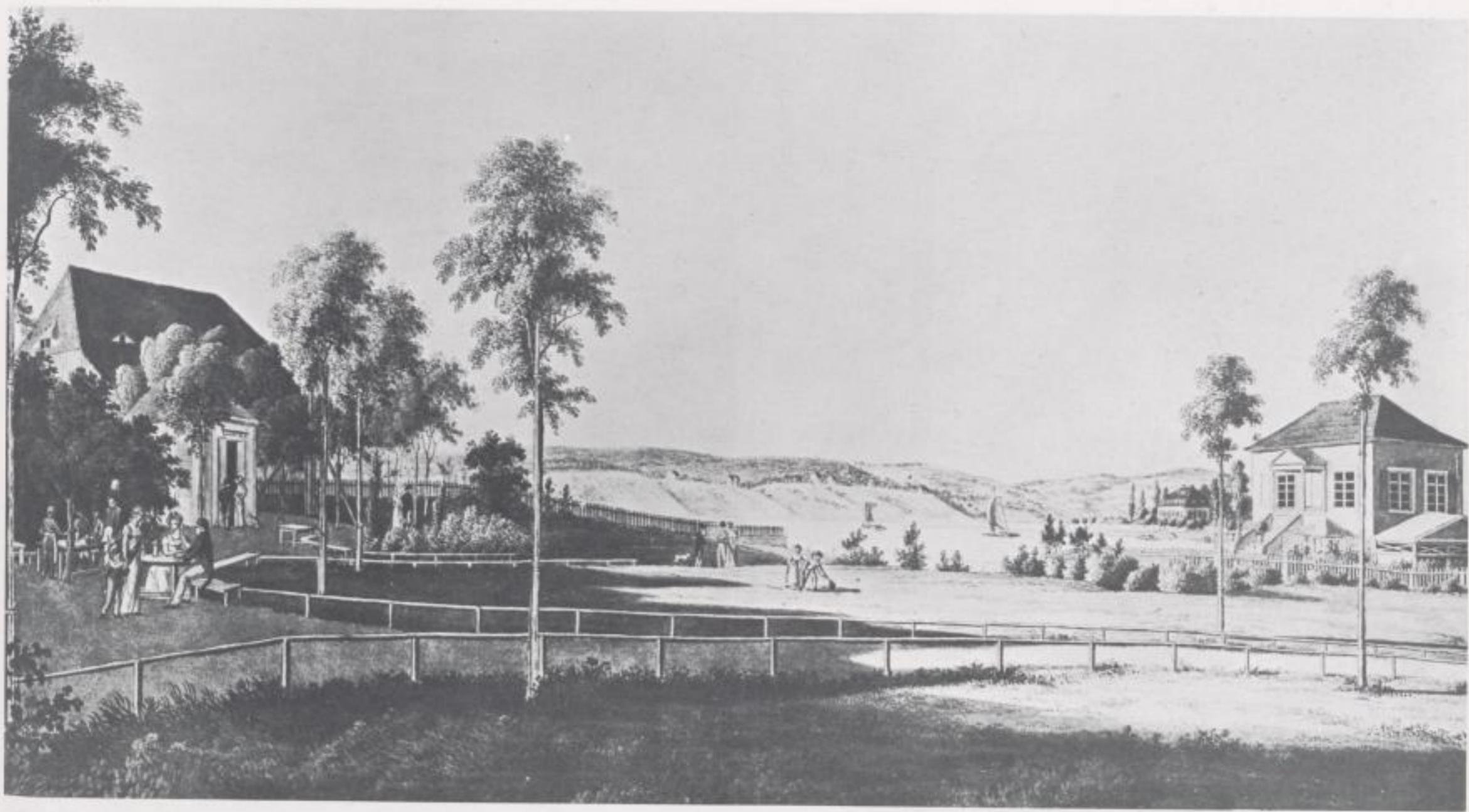


89-
369]

auf
376]



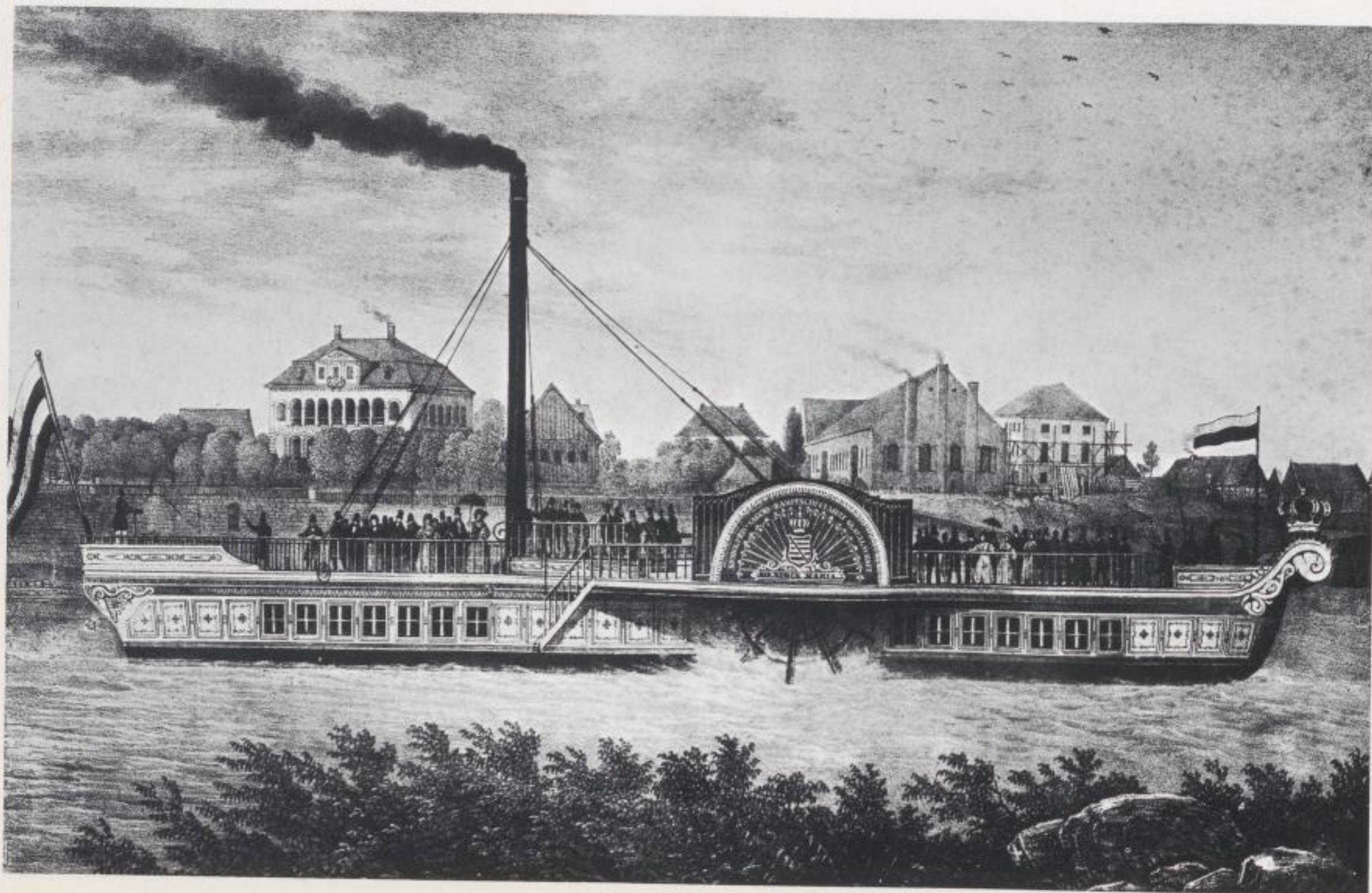
«Ansicht des Eis- oder Rutschberges nebst den übrigen Wintervergün-
gungen auf und an dem Teiche im Königlichen Großen Garten bei
90 Dresden», kolorierter Kupferstich vom Anfang des 19. Jahrhunderts

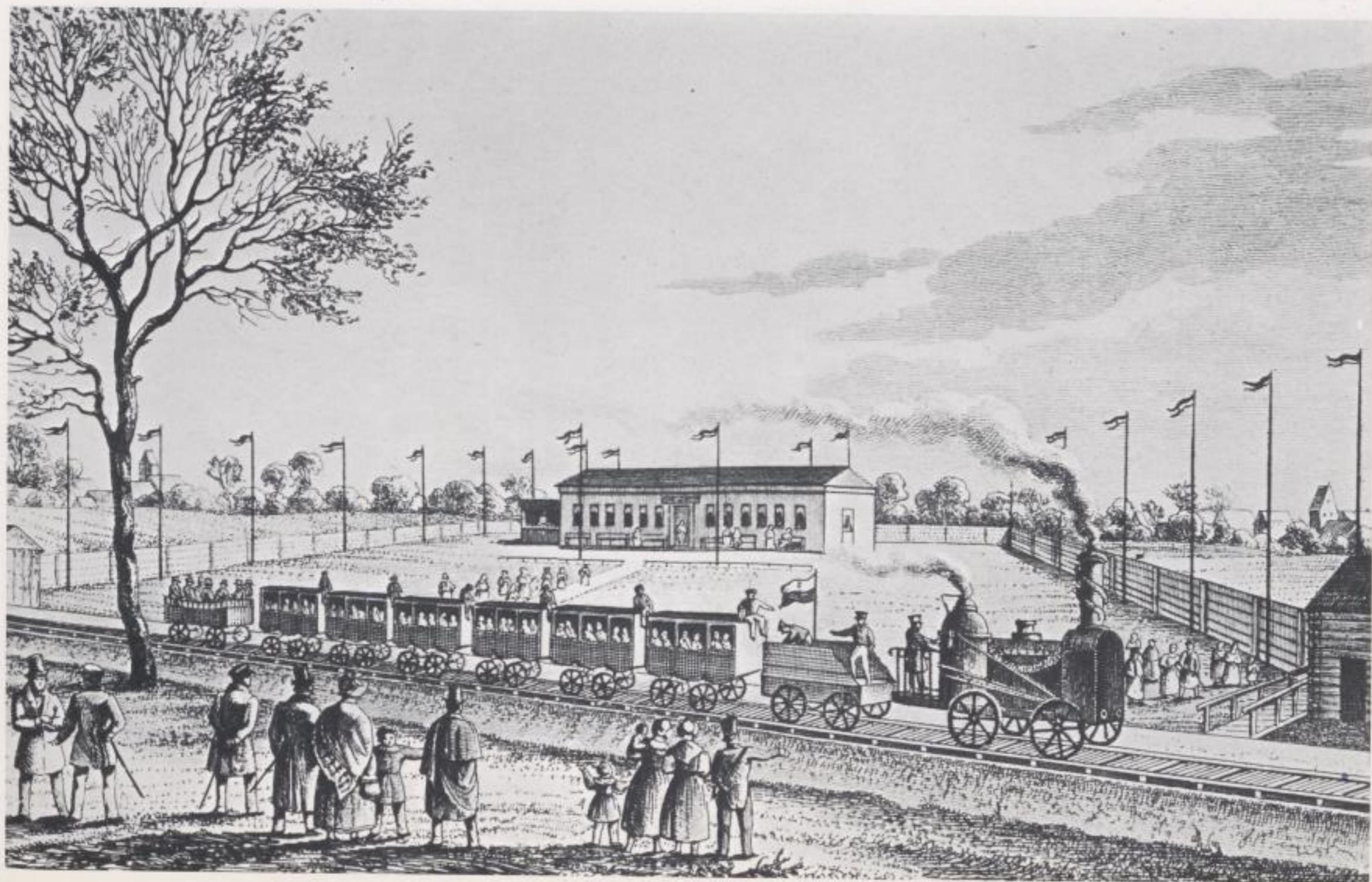


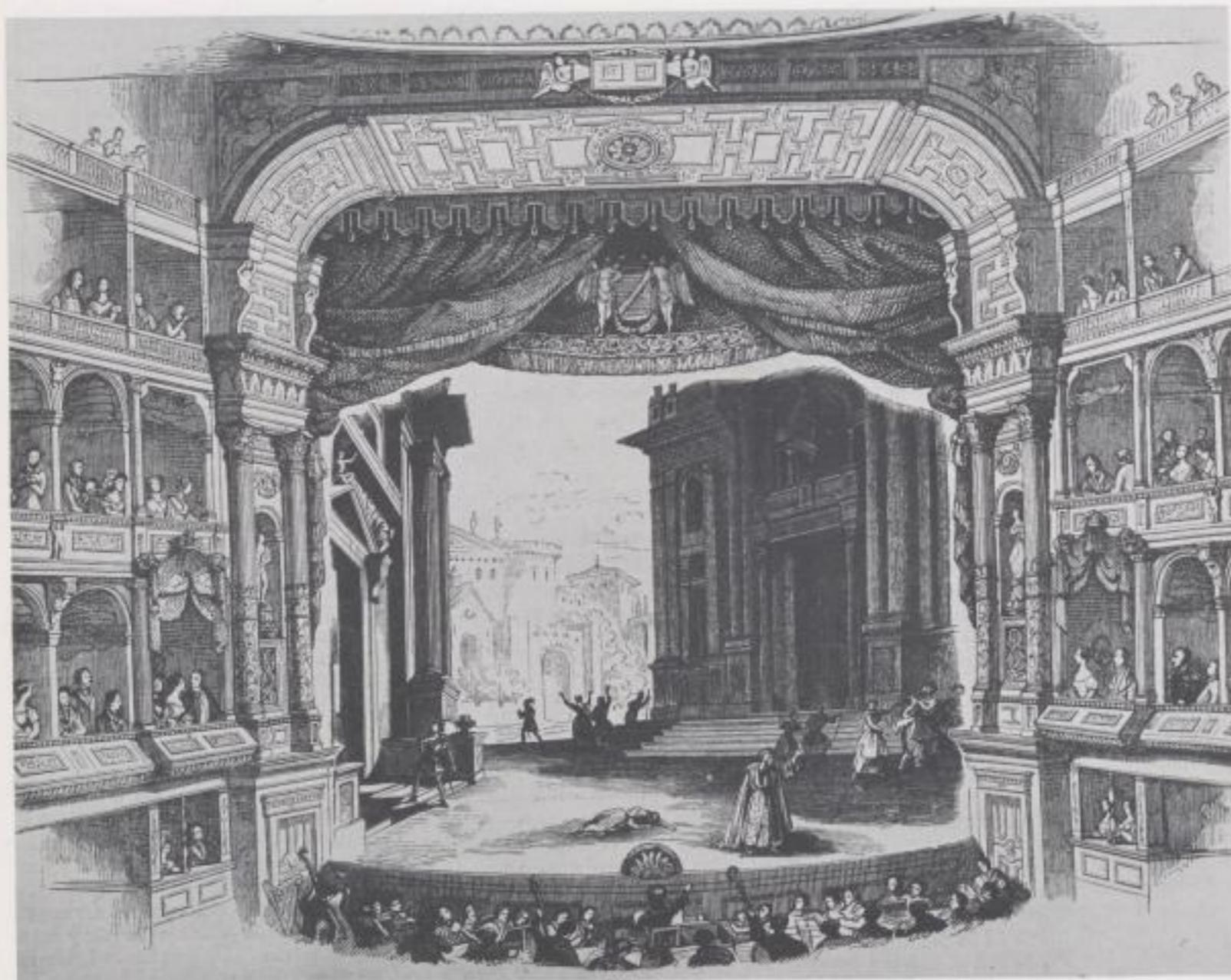
Aussicht vom Linkeschen Bade (links das Theatergebäude, rechts davon im Hintergrund das Marcolinische Vorwerk an der jetzigen Schillerstraße, über der Elbe Antons Garten), Aquarell von J. F. Wizani 91

Dampfschiff »Königin Maria« auf der Elbe am 9. 6. 1836

rechts: Erste Dampfwagenfahrt auf der Leipzig-Dresdner Eisenbahn
am 24. 4. 1837







Richard Wagner

*ehemal. Capellmeister und politischer
Flüchtling aus Dresden*

Politisch gefährliche Individuen.

652 Wagner, Richard, ehemaliger Kapellmeister aus Dresden, einer der hervorragendsten Anhänger des Kunstpartei, welcher wegen Theilnahme an der Revolution in Dresden im Mai 1849 (St. XXVIII, S. 220 und St. XXXII, S. 206) förmlich verurteilt wird, soll dem Vernehmen nach beabsichtigen, sich von Zürich aus, woselbst er sich gegenwärtig aufhält, nach Deutschland zu begeben. Bedenkliche seiner Fahrtverweigerung wird ein Portrait Wagner's, der im Verrechnungsfalle zu verhaften und an das Königl. Staatsgericht zu Dresden abzuliefern sein dürfte, hier kreislauf. 11.6. 53.

Uraufführung von Richard Wagners »Rienzi« 1842 am Dresdner Hoftheater und Steckbrief aus dem »Allgemeinen Polizeianzeiger« mit einem Portrait Wagners aus dem Jahre 1848

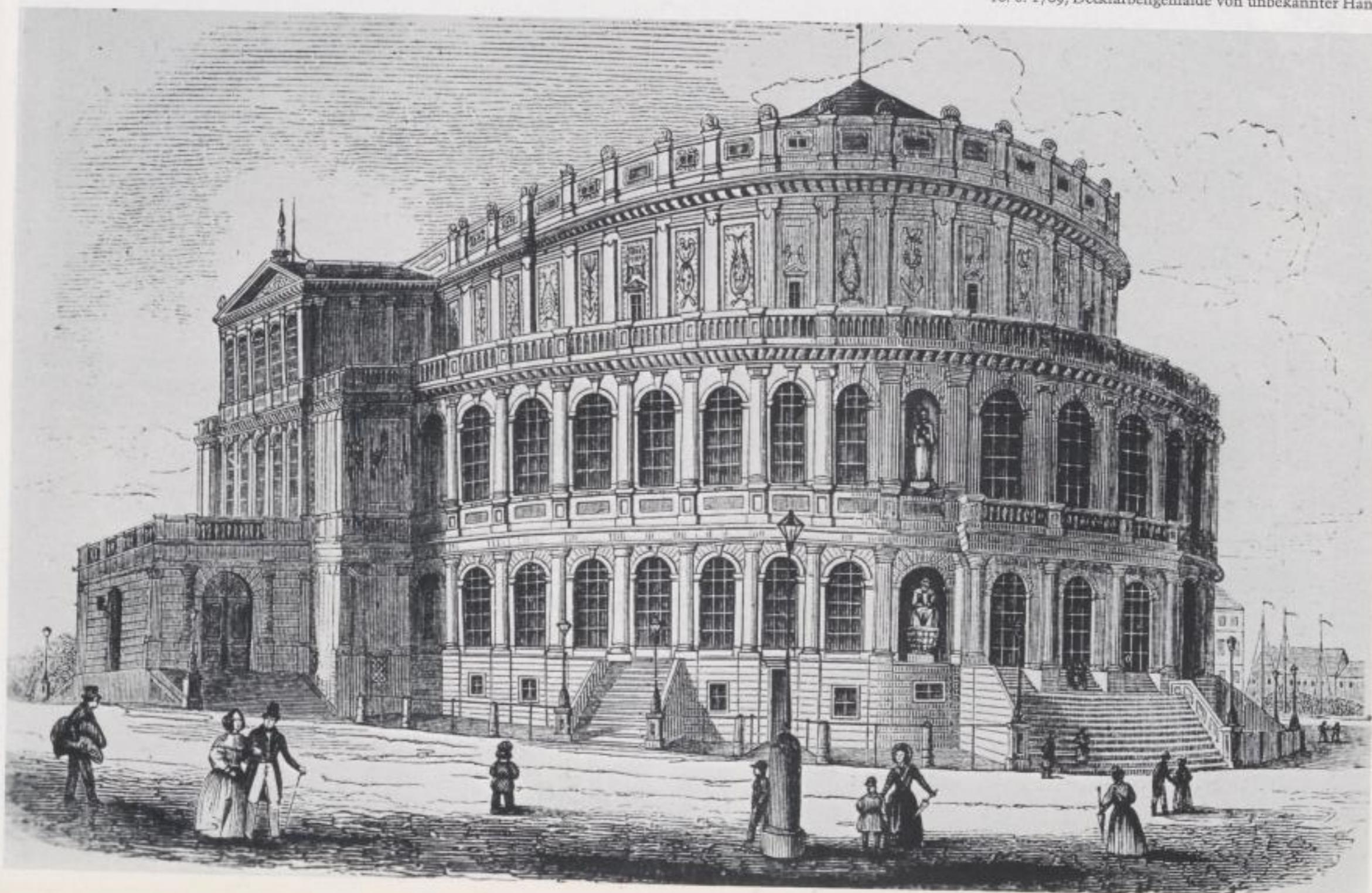
rechts: Das alte Gebäude der Kunstakademie auf der Brühlschen Terrasse, nach einer Lithographie aus dem Jahre 1840



„Das trauernde Publicum bei Webers Leichenzug den 14. Dec. 1844“,
farbig angetuschte zeitgenössische Bleistiftzeichnung



Das Dresdner Hoftheater nach einem Holzschnitt aus dem Jahre 1843
Seite 98: Turnplatz der Zentralturnanstalt für Frauenturnen in Dres-
den um 1845
Seite 99: Altmarkt mit Kreuzkirche, Aufstellung zum Fußturnier am
10. 6. 1709, Deckfarbengemälde von unbekannter Hand



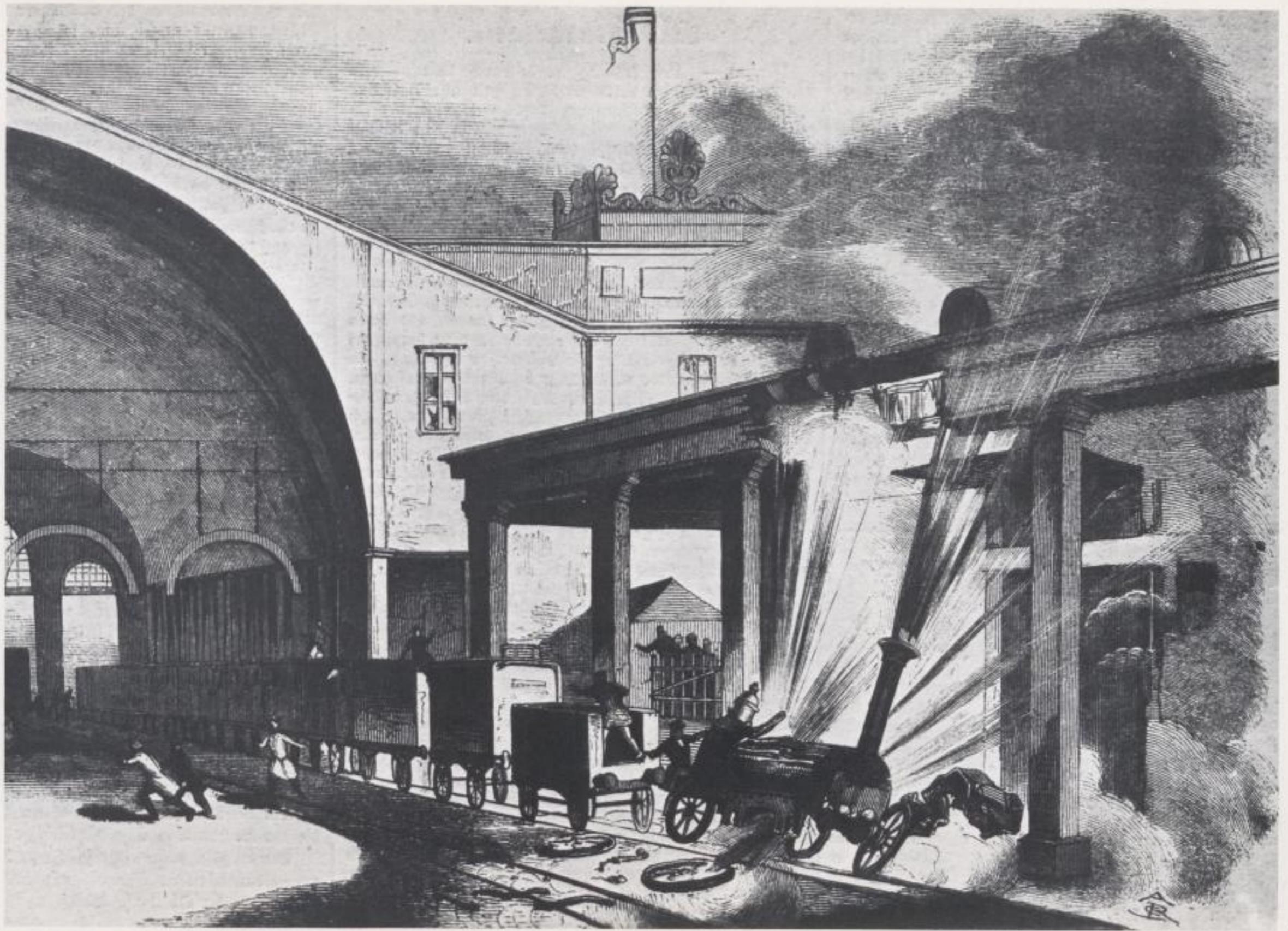






Die Schillerlinde in Blasewitz, Farblitho von W. Ehrhardt um 1850

rechts: Explosion der »Windsbraut« am 21. 5. 1846 auf dem Dresdner
100 Bahnhof

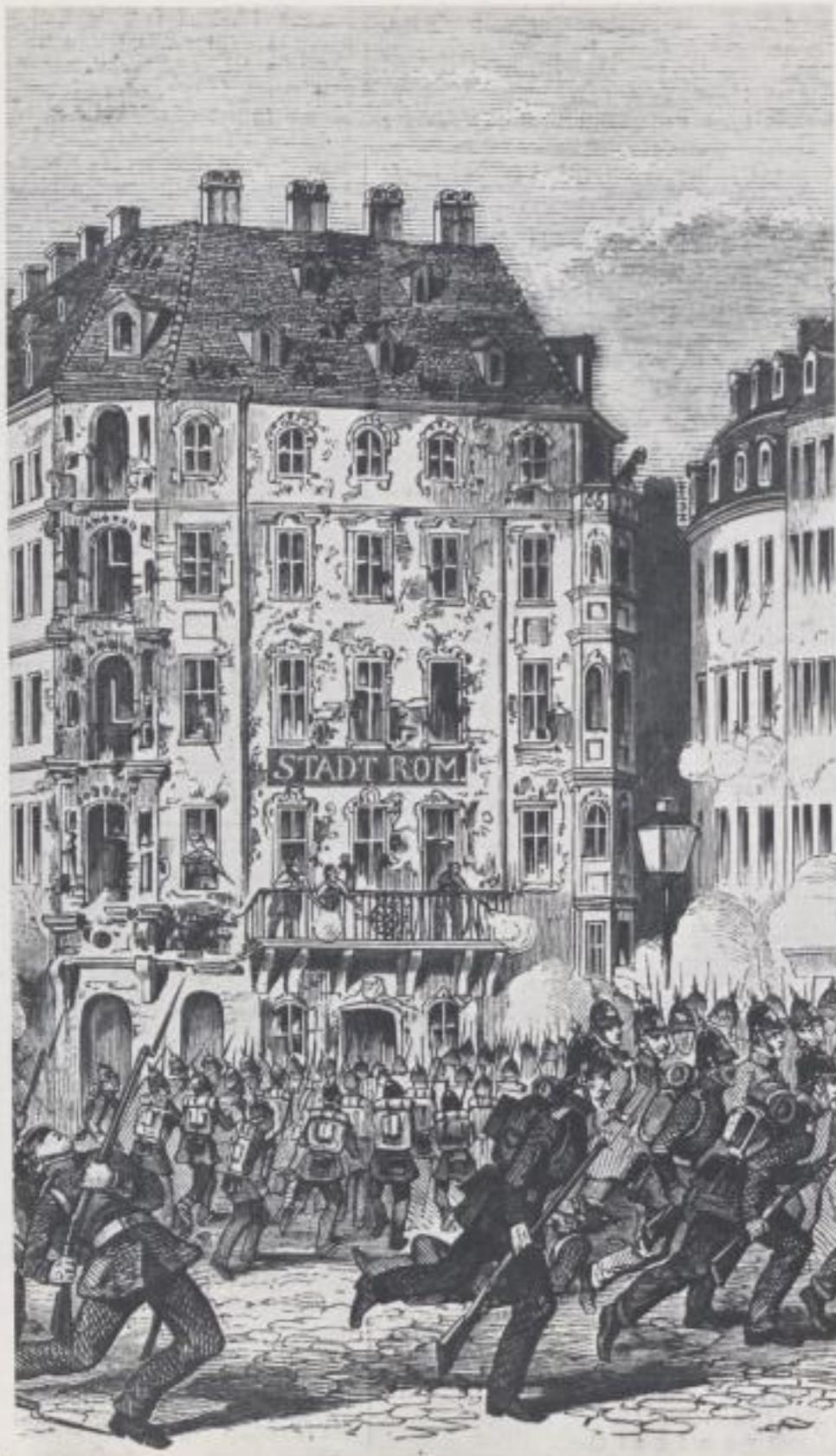




Barrikadenkampf während des Maiaufstands 1849, Gemälde von Julius Scholtz

rechts: Ruinen des Opernhauses und Zwingers nach dem Maiaufstand 1849, farbige Lithographie von Bässler nach einer Zeichnung von Franz Braun









Seite 104 links: Die Erstürmung des Hotels »Stadt Rom« und der Sturm auf die Barrikaden an der Großen Frauengasse

Seite 104 rechts: Die Aufständischen auf dem Altmarkt am 6. 6. 1848

Seite 105 links: Sitzung der provisorischen Regierung, Zeitungsillustr.

Seite 105 rechts: Wilhelmine Schröder-Devrient fordert am 3. 5. 1849 die Volksmenge auf, vor das Königliche Schloß zu ziehen



Seite 107 links: Vom Christmarkt in Dresden, Holzschnitt von Adrian Ludwig Richter

Seite 107 rechts: Christmarkt in Dresden, Gemälde von Otto Schubert

Seite 106: Die Weihe des Bundesbanners auf dem 1. Deutschen Sängerbundfest in Dresden im Juli 1865, Zeichnung von H. Hoffmann 107



108

Brand der Kreuzkirche am 16. 2. 1897

rechts: Zwingerhof mit Kronentor und Pavillon E beim Elbhochwasser 1890





Chaisenträger vor dem Kronentor des Zwingers (vor 1914)

links: Die alte Dresdner Pferdebahn zwischen Albertplatz – Böhmischem Bahnhof und Tannenstraße





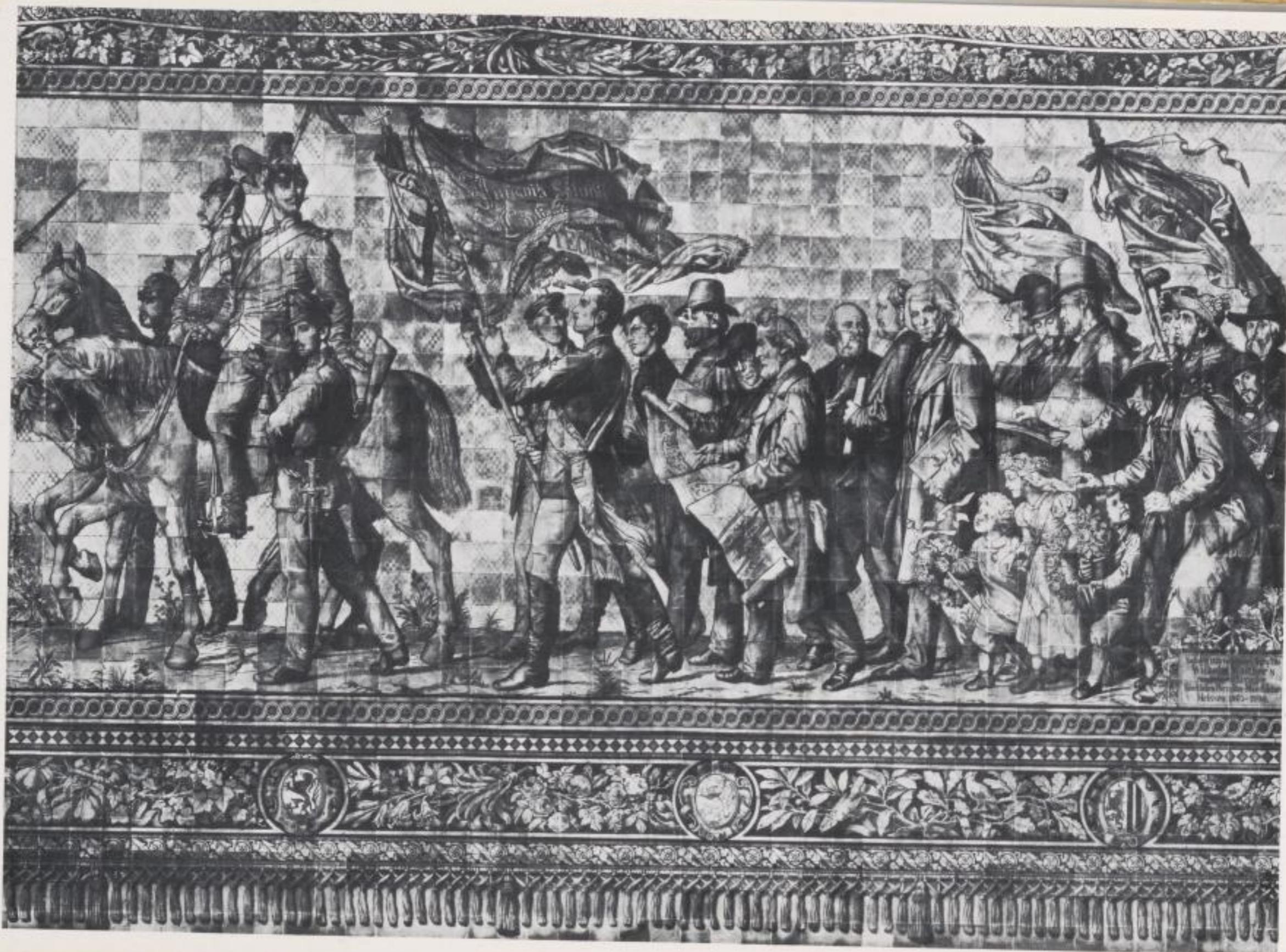
Die Dresdener Oper.

Portraits ihrer hervorragenden Mitglieder. Nach Photographien auf Holz gezeichnet von C. Kolb.

Karikatur auf Generalmusikdirektor Edlen Ernst von Schuch und Richard Strauss zum »Rosenkavalier« 1911, Zeichnung von Georg Eriker

links: Die Dresdner Opernkünstler nach einer Darstellung in der »Gartenlaube« aus dem Jahre 1887, unter ihnen Clementine Schuch, die »Sächsische Nachtigall«







Vorbeimarsch des Huldigungszuges am Residenzschloß anlässlich des »Sachsentages« am 5. 7. 1914 vor König Friedrich August III. von Sachsen

links: Teilstück des »Fürstenzuges« an der Nordwand des Stallgebäudes der Residenz. Der ursprünglich als Sgraffito von Adolf Wilhelm von Walther in den Jahren 1872-76 ausgeführte Fürstenzug ist 1907 durch Fliesen aus Meißner Porzellan ersetzt worden.



Komm, alter Vater, komm, ich muß dich nur begraben
 Weil dich die Leule hier nicht länger wollen
 Daß aber deiner nicht so ganz vergesse



Der Kaiser folget mir sammt allen Potentaten,
 Kein König thut mir's nach an Ruhme, wie an Taten.
 Der Fürst und Hofsircht, es stirbt der Rittersmann
 Weil niemand, wer er ist, sein erwehren kann!

Der Dresdner Totentanz von Christoph Walter, um 1535

rechts: Der Zwinger, Blick zum Wallpavillon



Ihr seid hier alle gleich. Wenn einer wär vom Adel,
 Ein Ratsherr bei der Stadt, ein Meister ohne Tadel,
 Soldat und Bauersmann, ein Mann mit einem Bein:
 Noch muß er in Berlin mit an dem Tause seyn.



Und ihr müßt auch mit dran! Kein Weib aus allen Ständen,
 Wird mir in diesem Tanz entwischen aus den Händen.
 Der junge Mann muß fort, das Kind, der alte Greis,
 Weil man an diesem Ort von Unterschied nichts weiß.





118

Auf der Brühlschen Terrasse, Blick zu Hofkirche
und Opernhaus

rechts: Der Pretiosensaal im Grünen Gewölbe

Seite 120: Altes Rathaus und Löwenapotheke am
Altmarkt vor dem Umbau durch Stadtbaurat Erl-
wein. Vorn Droschken »L. Güte«

Seite 121: Das 1910 erbaute Neue Rathaus









122

Weihnachtspyramide im Oscar-Seiffert-Museum

rechts: Arbeitstisch der Kurfürstin Anna, aus der Kunstkammer,
mit der Kurfürst August 1560 den Grundstock für die Dresdner
Kunstsammlungen legte

Seite 124 links: Das Kugelhaus auf dem Gelände der Städtischen
Jahresschau

Seite 124 rechts: Der »Turm der Nationen« auf der Internationa-
len Hygieneausstellung 1930

Seite 125: Blick vom Dach des Kultusministeriums über den Car-
rolaplatz nach dem Zirkusgebäude (rechts dahinter der Turm der
Dreikönigskirche)





124







126

Durchblick über die Pferdeschwemme zum »Langen Gang« im Stallhof
in der Residenz

Seite 127 links: Mittelgruppe des Neptunbrunnens im Marcolinipalais

Seite 127 rechts: Brunnen im Hof des Hauses von Goldschmied Johann
Melchior Dinglinger, Frauenstraße 8 (Anfang des 18. Jahrhunderts)

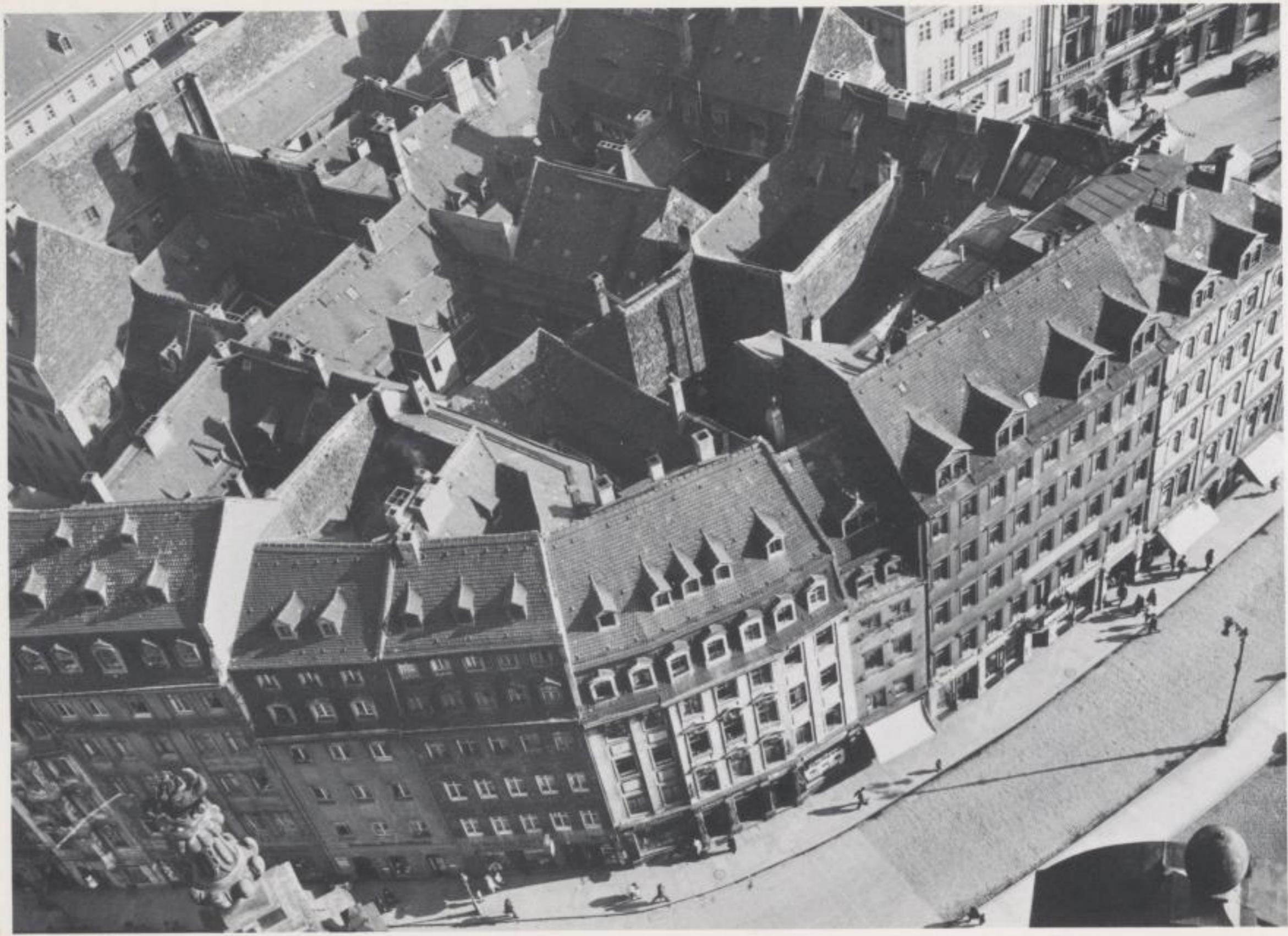
Seite 128: Blick vom Schloßturm über den Schloßplatz. Links Katholi-
sche Hofkirche, rechts Georgentor, ehemaliges Ständehaus und Brühl-
sche Terrasse

Seite 129: Die zugefrorene Elbe an der ehemaligen Augustusbrücke













Seite 130: Blick von der Frauenkirche nach dem Eingang der Rampischen Straße

Seite 131: Der Neumarkt [Jüdenhof-Johanneum-Häuserblock, Augustusstraße-Töpfergasse] von der Laterne der Frauenkirche aus

links: Die Nordfassade des Japanischen Palais

rechts: Kirche in Dresden Loschwitz von George Bähr





Blick von Loschwitz auf die Altstädter Seite und
das »Blaue Wunder«

Seite 134 links: Die Standseilbahn (Drahtseil-
bahn) mit Blick auf den Luisenhof

Seite 134 rechts: Die Schwebebahn





136

Blick vom Georgentor zur Hofkirche und Marienbrücke

rechts: Blick vom Dach der Hofkirche



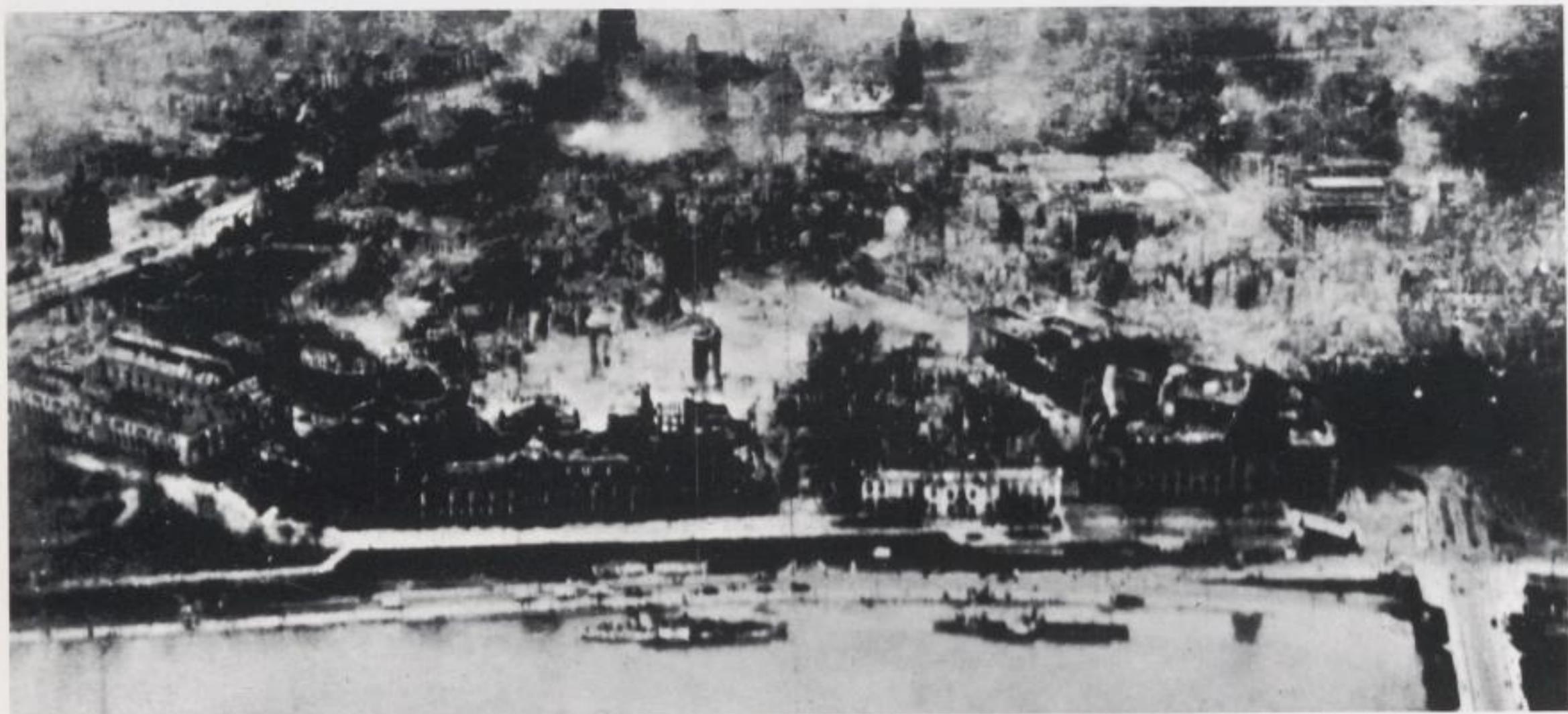


138

»Trümmerflora« an der großen Klostergasse hinter dem ehemaligen Narrenhäusel

rechts: Blick vom Aussichtspavillon am Waldschlößchen in südwestlicher Richtung auf die Stadt, im Hintergrund links der Windberg







Leichenverbrennung nach dem Großangriff britischer und amerikanischer Flugzeuge am 13. 2. 1945

links: Das brennende Dresden, aufgenommen am 16. 2. 1945
13 Uhr 30



142



Vor den Trümmern der Frauenkirche

rechts: Die Ruine des ehemaligen Residenzschlosses vom Altmarkt aus gesehen, dahinter die Katholische Hofkirche [Aufnahme Oktober 1960]

Seite 144: Blick vom Neustädter Elbufer (Königsufer) auf Augustusbrücke, Frauenkirche und Katholische Hofkirche [vor der Zerstörung]

Seite 145: Blick zur Brühlschen Terrasse, Katholische Hofkirche [nach der Zerstörung]









146

Brühlsche Terrasse, Schloß und Hofkirche nach dem Krieg wieder in
festlicher Beleuchtung

Seite 148: Verkehrspolizistin am Nordplatz

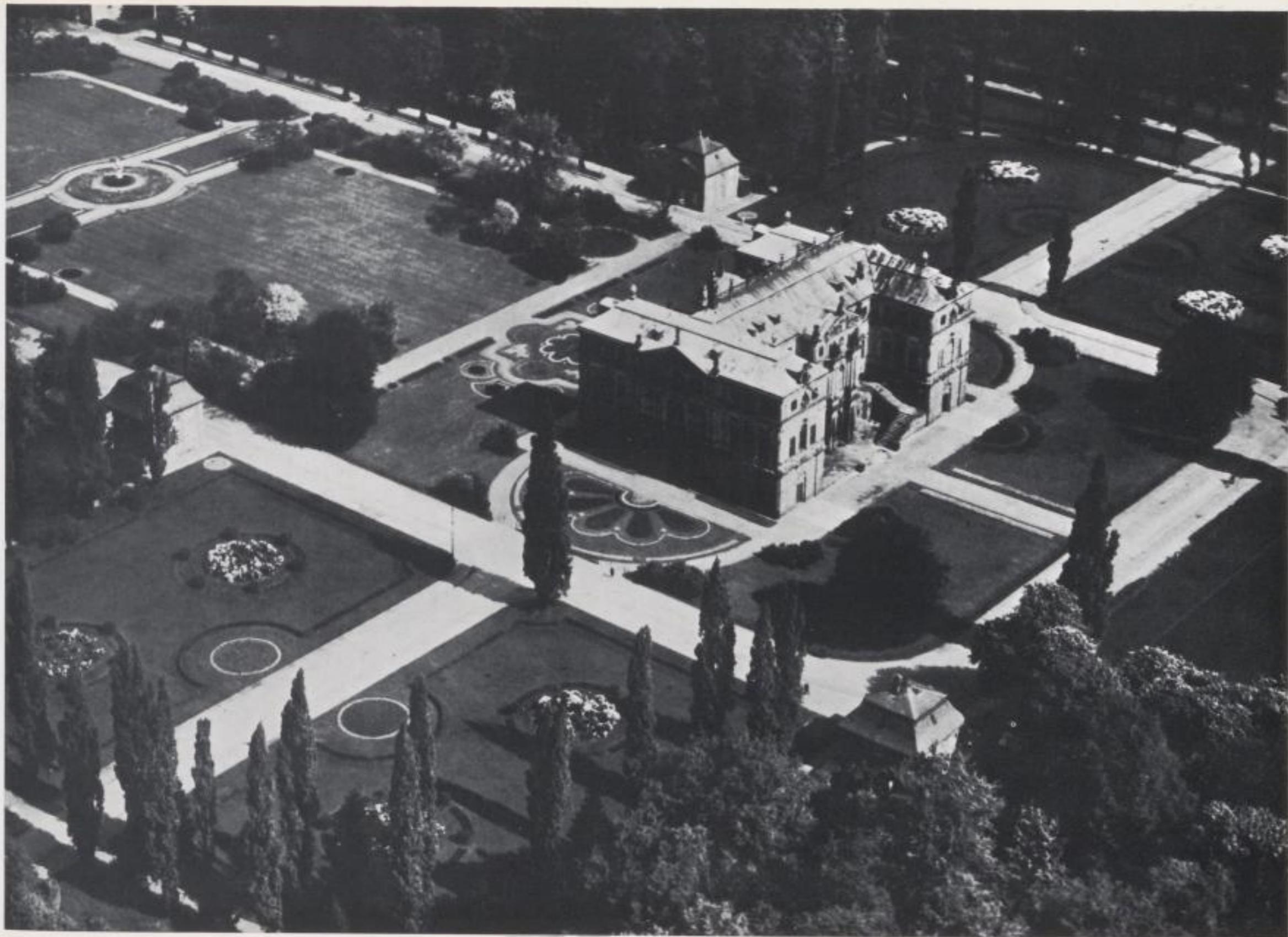
Seite 149: Wiederaufbau am Altmarkt (im Hintergrund der Turm vom
Neuen Rathaus)

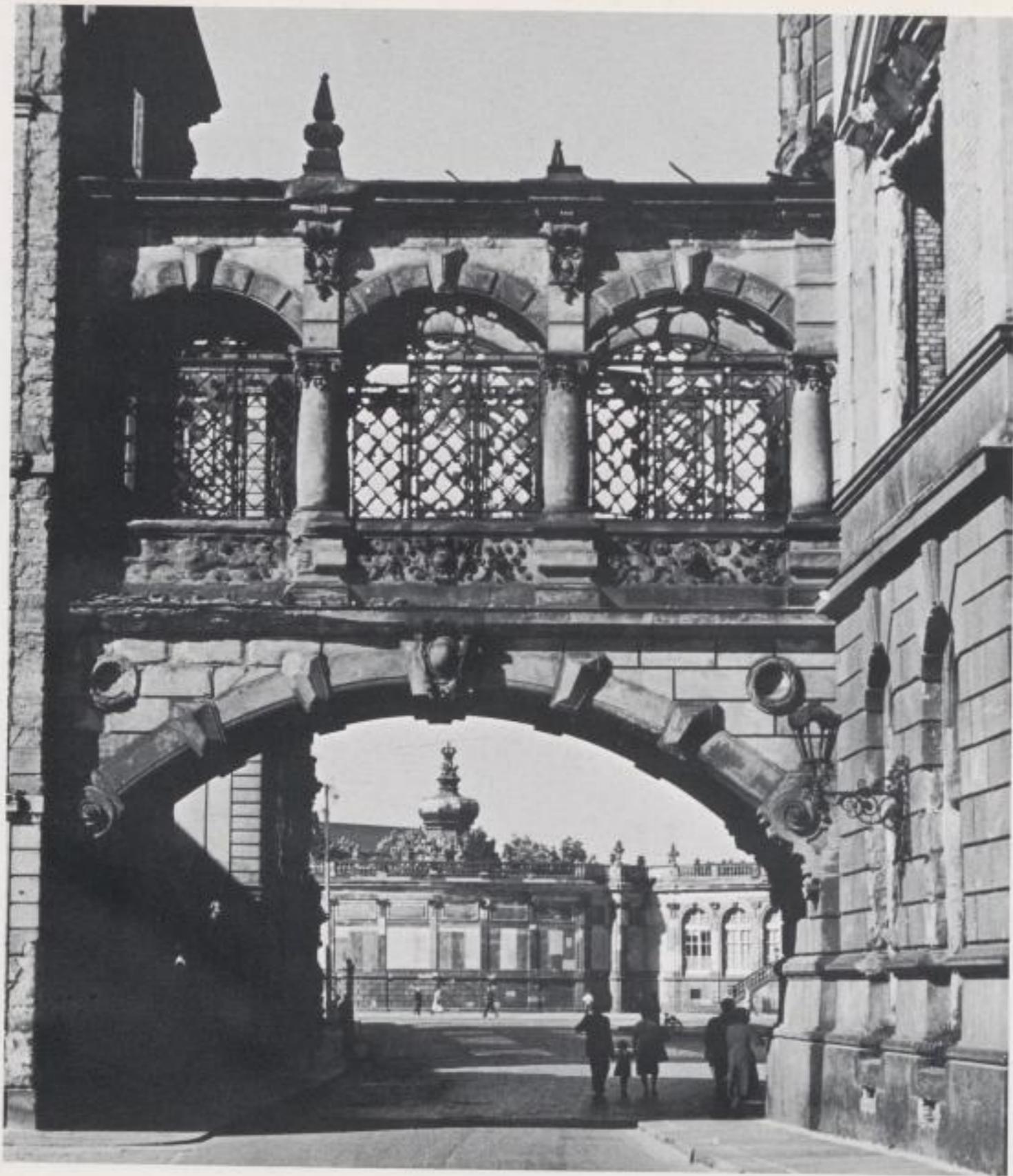












Übergang vom Residenzschloß zum Coselpalais, im Hintergrund
der Zwinger

rechts: Blick vom Schloßturm auf das Mittelschiff der Katholi-
schen Hofkirche [Sommer 1947], unten links das Italienische
Dörfchen







Auf der Brühlschen Terrasse, Blick zu Katholischer Hofkirche und Oper

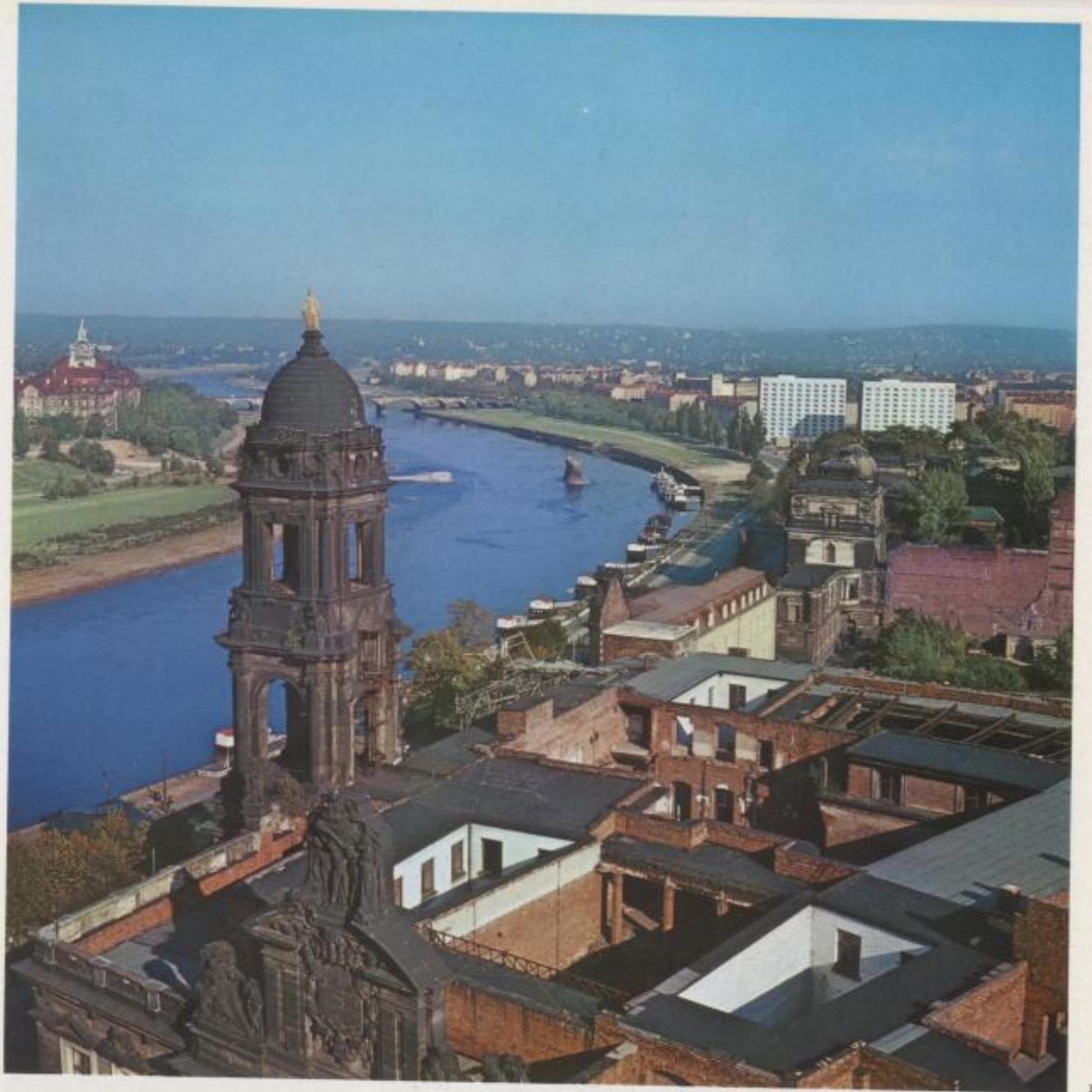
links: Blick zum Postplatz 1956, im Hintergrund die Trümmer der Sophienkirche und das »Große Haus« (ehemaliges Schauspielhaus)



156

Ruine des Residenzschlosses

rechts: Blick auf den Turm des Ständehauses und
den Elbbogen mit Neubauten am Elbufer.





155

Die wiederaufgebaute Altstadt im Jahre 1964

rechts: Blick vom Rathaus zum Hauptbahnhof
(1955)

Seite 160 links: Der Kreuzchor in seiner Heimat-
kirche 1935

Seite 160 rechts: Probesingen in den Trümmern
vor der ausgebrannten Kreuzkirche unter Profes-
sor Rudolf Mauersberger 1945

Seite 161 links: Das Innere der zerstörten Kreuz-
kirche, Blick zum Chor

Seite 161 rechts: Der Chor der Kreuzkirche nach
1955









162

Die Sophienkirche vor der Zerstörung

rechts: Der Postplatz bei Nacht im Jahre 1956, links die Ruine der Sophienkirche, rechts Neubauten am Altmarkt und in der Ernst-Thälmannstraße





Blick in den zerstörten Semperbau des Zwingers (wo die Sixtinische Madonna hing)

links: Blick vom Schloßsturm auf Zwinger und Gemäldegalerie vor der Zerstörung

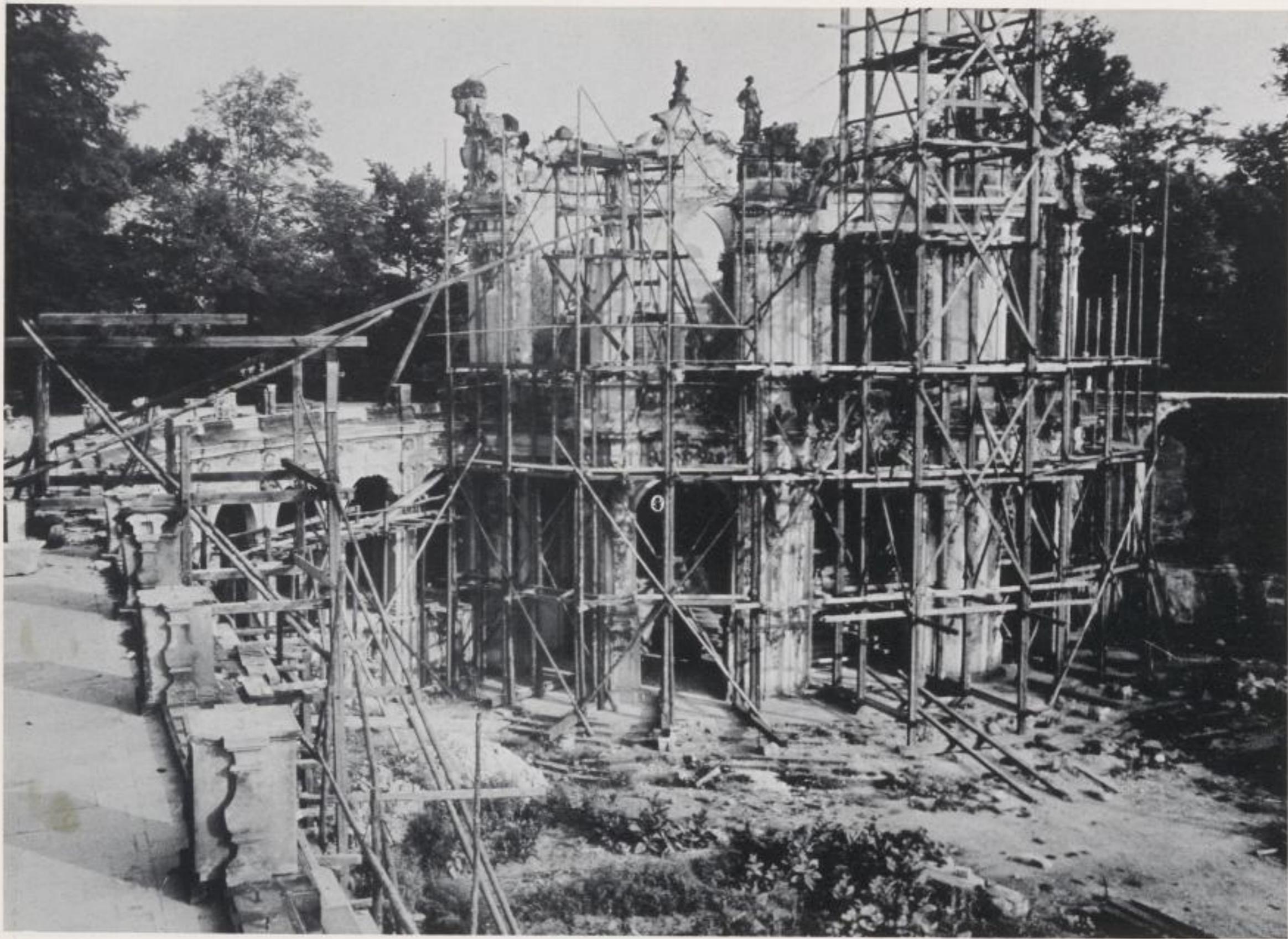
Seite 166: Erste Wiederaufbauarbeiten am Wallpavillon des Zwingers

Seite 167: Der Wallpavillon nach vollendetem Wiederaufbau

Seite 168: Zwingerserenade vor dem Wallpavillon vor der Zerstörung

Seite 169: Schalmeykapelle der Jungen Pioniere vor dem Wallpavillon nach dem Wiederaufbau













170

Seite 170: Der Flötenspieler von Benjamin Thomae im Kronentor des
Zwingers

Seite 171 links: Putten auf der Balustrade des Nymphenbades

Seite 171 rechts: Das Nymphenbad im Zwinger (wiederaufgebaut)



Alter jüdischer Friedhof an der Pulsnitzer Straße in Dresden-Neustadt

rechts: Eliasfriedhof in Dresden-Altstadt, Blick durch den Hauptweg
nach Westen







174

Der gefesselte Christus aus der Frauenkirche (ca. 1630, Sebastian Walter zugeschrieben), jetzt in der Annenkirche

rechts: Blick auf Kreuzkirche und Altmarkt nach dem Wiederaufbau





176







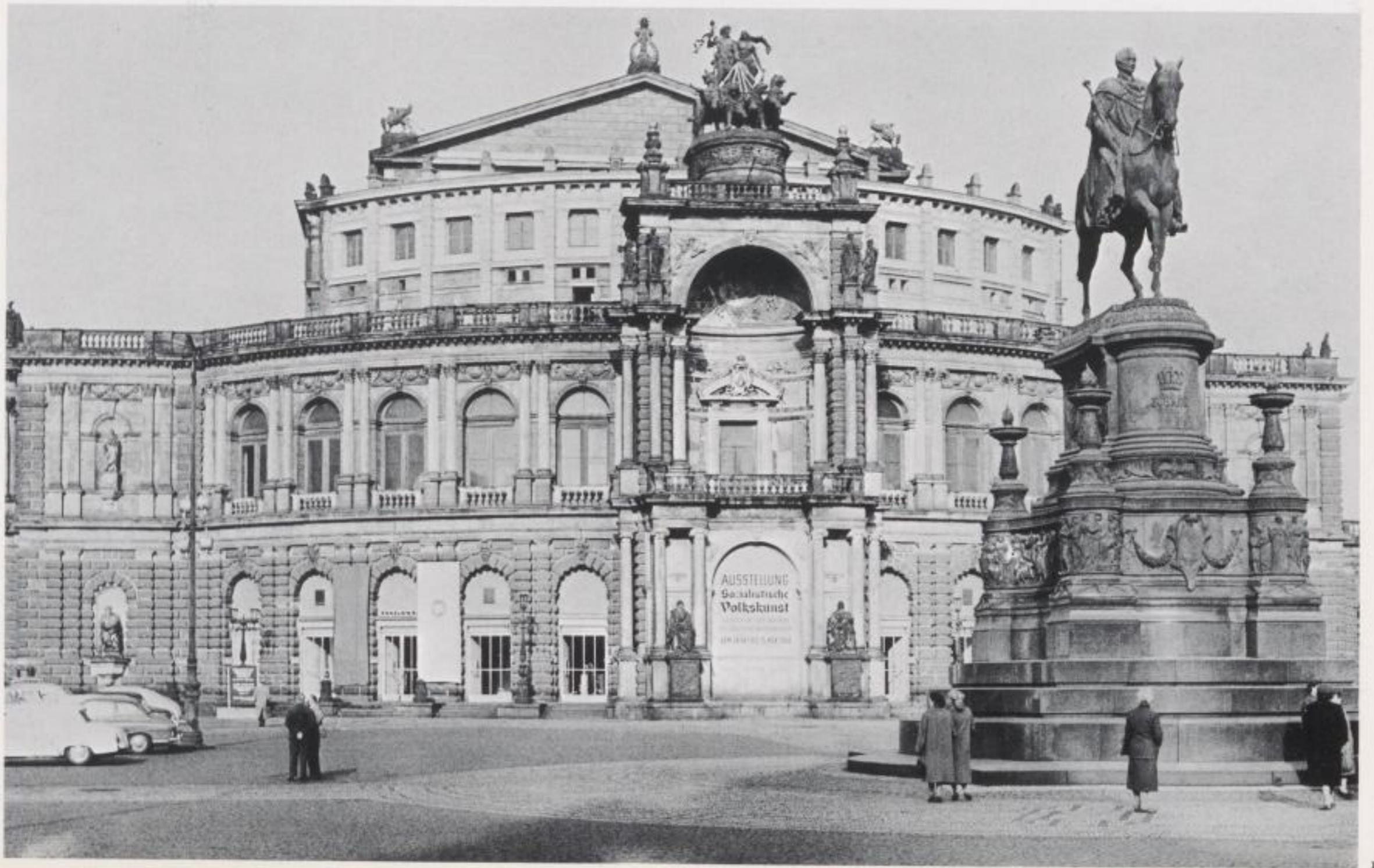
Gedenkstätte im Ehrenfriedhof für die Bombenopfer von 1945 im
Waldfriedhof in der Dresdner Heide

links: Blick von den Elbwiesen zur Altstadt 177

Blick von der Attika der Hofkirche auf das Opernhaus (vor der Zerstörung)

rechts: Die Oper im Oktober 1960









Gaststätte »Szeged« in der Ernst-Thälmann-Straße

Seite 180 links: Der »Kaffeebaum«, erstes Kaffeehaus Dresdens,
gegründet von August dem Starken

Seite 180 rechts: Gasthaus »Bärenschänke« in der Webergasse

Am Goldfischeich der Bürgerwiese

rechts: Im Carolaschlößchen im Großen Garten zur 750-Jahr-Feier Dresdens im Jahre 1956









Die Dresdner Innenstadt zwischen Rathaus und Neumarkt im Wiederaufbau, im Hintergrund die Ruine der Frauenkirche

links: Die Dresdner Innenstadt nach dem Angriff



Das heutige Dr. Rudolf-Friedrichs-Ufer mit dem »Bogenschützen« von E. M. Geyger, Blick zur Altstadt

links: Ruine der Frauenkirche mit Ernst-Thälmann-Straße, Durchblick unter der Brühlschen Terrasse



Inhalt und Quellen

Zeittafel	5				
Die Bevölkerungszahl Dresdens in der Geschichte	8				
Der galante Hof des Augusteischen Zeitalters und der Siebenjährige Krieg					
Erich Haenel, Das Werden der Stadt	9				
<small>E. H., Dresden, Deutscher Kunstverlag Berlin, 2. Auflage 1938</small>					
Matthes Daniel Pöppelmann, Über den Königlichen Zwingergarten	9				
<small>M. D. P., Kupferstichwerk über den Königlichen Zwingergarten, 1729</small>					
Hubert Georg Ermisch, Der Ursprung des Zwingers	9				
<small>H. G. E., Der Zwinger in Dresden, Union Verlag Berlin, 1952</small>					
Aus Herrn Johann Joachim Quantzens Lebenslauf, von ihm selbst entworfen	10				
<small>Friedrich Wilhelm Marburg, Historisch-kritische Beyträge zur Aufnahme der Musik, I. Band, Berlin 1745</small>					
Johann Michael von Loen, Der galanteste Hof der Welt	11				
<small>J. M. v. L., Erinnerungen, mitgeteilt bei Friedrich Förster, Die Höfe und Kabinette Europas im 18. Jh., III. Bd., Potsdam 1839</small>					
Johann Michael von Loen, Dresdner Karneval	12				
<small>s. o.</small>					
Ludwig Baron von Poellnitz, Die Gräfin Orczelska	12				
<small>L. v. P., Das galante Sachsen, Amsterdam 1735</small>					
Sekretarius Hanke, Bittschrift an August den Starken	13				
<small>Paul Gottbold Hilscher, Der Sammler für Geschichte im Elbtal, Band I/II, Dresden 1836/37</small>					
		Pfarrer Schreyer, Die Beschießung Dresdens 1760 Brand der Kreuzkirche	13		
		<small>P. Schr., Selbstbiographie, Dresdner Anzeiger 1876</small>			
		Der Besitz des Ministers Graf Heinrich Brühl (nach den Feststellungen des Gerichts)	14		
		<small>Paul Gottbold Hilscher, Der Sammler s. o.</small>			
		Friedliches Intermezzo: Lobende und prüfende Besucher, Freunde, »Zelebritäten«			
		Johann Wolfgang von Goethe, In der Galerie	15		
		<small>J. W. v. G., Dichtung und Wahrheit, Zweiter Teil, Achtes Buch, Insel Verlag Wiesbaden, 1949-52</small>			
		Jean Paul, An seinen Freund Otto	15		
		<small>Eduard Vehse, Geschichte der Höfe des Hauses Sachsen, Hoffmann & Campe Hamburg, 1852-55</small>			
		Henrik Steffens, An Caroline Schlegel	15		
		<small>Raffaels Stratinische Madonna als Erlebnis der Nachwelt, herausgegeben von Emil Schaeffer, Jess Verlag Dresden, o. J.</small>			
		Friedrich von Schiller, Bittschrift	16		
		<small>Fritz Jonas, Christian Gottfried Körner, Biographische Nachrichten über ihn und sein Haus, Weidmann'sche Buchhandlung Berlin, 1882</small>			
		Heinrich von Kleist, An Wilhelmine von Zenge	16		
		<small>Kleist's Werke, hrsg. Federn, Wegweiser Verlag Berlin, 1930</small>			
		Ludwig Theobul Kosegarten, Lady Hamilton und Nelson in Dresden	17		
		<small>L. Th. K., Meine Freuden in Sachsen, Leipzig 1801</small>			
		Wilhelm von Kügelgen, Fürst Putjatin	18		
		<small>W. v. K., Jugenderinnerungen eines alten Mannes, Deutsche Bibliothek, Verlagsgesellschaft mbH Berlin, 1934</small>			
		Philipp Otto Runge, Briefe	19		
		<small>Ph. O. R., Briefe, ausgewählt von Erich Hancke, Cassirer Berlin, 1913</small>			
		Adrian Ludwig Richter, Apotheker Reichel	19		
		<small>L. R., Lebenserinnerungen eines deutschen Malers, mit Anm. herausgegeben von Erich Marx, Dieterichsche Verlagsbuchhandlung Wiesbaden, 1949</small>			
		Gotthilf Heinrich von Schubert, Über Caspar David Friedrich	20		
		<small>G. H. v. Sch., Der Erwerb von einem vergangenen und die Erwartungen von einem künftigen Leben, Eine Selbstbiographie, Zweiter Band, Erste Abteilung, Erlangen 1855</small>			
		Im Schatten Napoleons — »Rembrandt und Höllenbreughel«			
		E. T. A. Hoffmann, Die Unglücksfälle des Studenten Anselmus	21		
		<small>E. T. A. H., Der goldene Topf, herausgegeben Dr. Werner Tscholik, G. Freytag Verlag München, 1951</small>			
		Christian Gottfried Körner, An seinen Sohn Theodor	21		
		<small>Theodor Körners Briefwechsel mit dem Seinen, herausgegeben Dr. A. Weidner-Steinberg, Quelle und Meyer Leipzig, 1910</small>			
		E. T. A. Hoffmann, Rembrandt und Höllenbreughel	22		
		<small>s. o.</small>			
		Wilhelm von Kügelgen, Napoleon	23		
		<small>s. o.</small>			
		»Morgenblatt für gebildete Stände«, Die Sprengung der Augustusbrücke	23		
		<small>Morgenblatt für gebildete Stände, Tübingen 1814</small>			
		Wilhelm von Kügelgen, Der Einzug der Monarchen	23		
		<small>s. o.</small>			

Karl Reichsfreiherr von und zum Stein, An Nesselrode <small>Eduard Vehse, Geschichte der Höfe, s. o.</small>	24	Carl Gustav Carus, Eisgang auf der Elbe <small>s. o.</small>	30	Caspar David Friedrich, An seinen Bruder <small>s. o.</small>	32
E. T. A. Hoffmann, An Kunz <small>E. T. A. H. im persönlichen und brieflichen Verkehr, Gesammelt und erläutert von Hans Müller, Verlag Gebrüder Paetel, Berlin 1912</small>	24	Adrian Ludwig Richter, Die Ernennung meines Vaters <small>s. o.</small>	30	Hans Christian Andersen, Der Weg nach Dresden <small>H. Chr. A., Dresden und die Sächsische Schweiz, Jess Verlag Dresden, 2. Auflage 1947</small>	34
Wilhelm von Kügelgen, Mit Goethe in der Rüstkammer <small>s. o.</small>	25	Heinrich Heine, Dresdner Poesie <small>H. H., Nachgelassene Gedichte, Hoffmann & Campe Hamburg</small>	30	Ludwig Tieck, Vor Raffaels Madonna <small>L. T., »Eine Sommerreise« in Gesammelte Novellen, Breslau 1838</small>	35
Theodor Körner, An seine Braut <small>Th. K., Werke, 1. Teil, Deutsches Verlagshaus Bong & Co, Berlin-Leipzig-Wien-Stuttgart o. J.</small>	26	Caspar David Friedrich, An seine Familie <small>s. o.</small>	30	Karl Immermann, Tiecks Vorlesungen <small>K. I., Reisejournal, Düsseldorf 1853</small>	35
Minister Graf Metternich, Über sein Gespräch mit Napoleon am 26. Juni 1813 <small>Gespräche mit Napoleon, herausgegeben von Friedrich Sieburg, Deutscher Taschenbuch Verlag München, 1962</small>	26	Max Maria von Weber, Am Stammtisch bei »Chiappone« und im »Liederkreis« <small>M. M. v. W., Karl Maria von Weber, ein Lebensbild, Teubner Leipzig, 1864-66</small>	31	Richard Wagner, »Rienzi« <small>R. W., Mein Leben, Erste authentische Veröffentlichung, List Verlag München, 1963</small>	36
E. T. A. Hoffmann, Anselmus erinnert sich an die Belagerung von Dresden <small>E. T. A. Hoffmann »Erscheinungen«, in: Dichtungen und Schriften, Band II, Die Meistererzählungen, Weimar 1924</small>	27	Arthur Schopenhauer, Die Welt als Wille und Vorstellung, Aus der Vorrede zur ersten Auflage <small>A. Sch., Die Welt als Wille und Vorstellung, Text der Ausgabe letzter Hand, Reclam Leipzig, 1892</small>	31	Otto Ludwig, An L. Ambrunn <small>O. L., Briefe Erster Band 1834-1847 im Auftrage des Goethe- und Schiller-Archivs herausgegeben von Kurt Vogtberg, Hermann Böhlaus, Nachfolger Weimar, 1955</small>	37
Caspar David Friedrich, Nach der Befreiung Dresdens von den Franzosen (1814) <small>C. D. F., Bekenntnisse, ausgewählt und herausgegeben von Kurt Karl Eberlein, Klinkhardt und Biermann Leipzig, 1924</small>	28	Der Tod des ersten sächsischen Königs – Dresdner Aufstand – In Künstlerkreisen		Richard Wagner, »Der fliegende Holländer« <small>s. o.</small>	37
Das Kunstleben in Dresden nach dem Kriege		Gustav Klemm, Der Tod Friedrich Augusts I. <small>G. K., Vor fünfzig Jahren, Kulturgeschichtliche Briefe, Verlag E. Schweizerbart Stuttgart, 1865</small>	32	Richard Wagner, Grabrede auf Carl Maria von Weber <small>s. o.</small>	37
Carl Gustav Carus, Kunstleben in Dresden <small>C. G. C., Lebenserinnerungen und Denkwürdigkeiten, F. A. Brockhaus Leipzig, 1865/66</small>	29	Philalethes, Aus dem Vorwort zur Ausgabe der ersten zehn Gesänge der »Hölle« von 1828 <small>Dante Alighieri's Göttliche Comödie, metrisch übertragen und mit kritischen und historischen Erläuterungen versehen von Philalethes, B. G. Teubner Leipzig und Berlin, 1904</small>	32	Karl Gutzkow, Bewegte Zeiten am Hoftheater <small>K. G., Rückblick auf mein Leben, Allg. Verein für deutsche Literatur Berlin, 1875</small>	38
Wilhelm von Kügelgen, Auf der Akademie <small>s. o.</small>	29	Frédéric Chopin, An die Angehörigen <small>F. Ch., Gesammelte Briefe, übersetzt und herausgegeben von Dr. A. von Guttry, Georg Müller München, 1928</small>	32	Otto Ludwig, An E. Winkler <small>s. o.</small>	38
190				Gustav Freytag, Die Gründung des Handwerkervereins <small>G. Fr., Erinnerungen aus meinem Leben, Hitzel Leipzig, 1887</small>	39

Friedrich Hebbel, Die Sixtinische Madonna	39	Freiherr von Schlicht (Wolf Graf von Baudissin), Dresden und die Dresdner im Jahre 1907	43	Erich Kästner, Die Königsbrücker Straße und ich	46
<small>Raffaels Sixtinische Madonna s. o.</small>		<small>Dresden und die Dresdner, ein lustiges Vademecum von Freiherrn von Schlicht (Wolf Graf von Baudissin), Dresdner Verlagsanstalt Dresden und Leipzig, 1907</small>		<small>s. o.</small>	
Vom Maiaufstand und den Dresdner Konferenzen bis zur Jahrhundertwende		Ludwig Thoma, Hymnus	44	Friedrich Schnack, Klick aus der Freßgasse	47
Richard Wagner, Der 7. Mai 1849	40	<small>L. Th. Gesammelte Werke, Band VIII, Piper München, 1956</small>		<small>Fr. Sch., Klick aus dem Spielzeugladen, Roman für das große und kleine Volk, Insel Leipzig, 1933</small>	
<small>s. o.</small>		Elisabeth Castonier, Kindheit in Dresden	44	Erich Kästner, Bald wurden die Dresdner Theater...	47
Friedrich Ferdinand Graf von Beust, Die Dresdner Konferenzen	40	<small>E. C., Stürmisch bis heiter, Memoiren einer Außenseiterin, Nymphenburger Verlagsbuchhandlung München, 1964</small>		<small>s. o.</small>	
<small>F. F. Gr. v. B., Aus drei Vierteljahrhunderten, Cotta Stuttgart, 1887</small>		Richard Strauss, An Hugo von Hofmannsthal	44	Peter Härtling, Daphne	48
Iwan Turgenjew, Onkelchen auf der Brühlschen Terrasse	41	<small>R. Str. und H. v. H., Briefwechsel, Gesamtausgabe, herausgegeben von Franz und Alice Strauss, bearbeitet von Willi Schuh, Atlantis Zürich/Freiburg, 1952</small>		<small>P. H., Dresden, in »Deutsche Mitte«, hrsg. Heinz-Winfried Sabais, Grotesche Verlagsbuchhandlung Späth Bez. Köln und Berlin, 1964</small>	
<small>I. T., »Väter und Söhne«, aus dem Russischen von Manfred von der Ropp, Dünndruckbibliothek der Weltliteratur, Winkler München, 1964</small>		Hugo von Hofmannsthal, An Richard Strauss	45	Kurt Arnold Findeisen, Pflaumentoffel-Kantate	48
Henrik Ibsen, In der Bildergalerie	41	<small>s. o.</small>		<small>K. A. F., Das goldene Weihnachtbuch aus dem Erzgebirge, Koehler Verlagsgesellschaft Jüchenheim, 1940</small>	
<small>Raffaels Sixtinische Madonna s. o.</small>		Hans Reimann, O holde Ahnungslosigkeit	45	Erna Hedwig Hofmann, Das Dresden der dreißiger Jahre	48
»Dresdner Nachrichten«, Der Brand des Dresdner Hoftheaters am 21. 9. 1869	41	<small>H. R., Sächsische Miniaturen, Droste Düsseldorf, 1963</small>		<small>E. H. H., Capella Sanctae crucis, Dresden und sein Kreuzchor in Geschichte und Gegenwart, Union Verlag Berlin, 2. Auflage 1957</small>	
<small>Tageschronik der Dresdner Nachrichten von 1806-1871</small>		Hans Reimann, Der König und seine Soldaten	45	Martin Raschke, Der Zauber Dresdens	49
Fjodor Michailowitsch Dostojewski, Scharfsinn	42	<small>s. o.</small>		<small>mit freundlicher Genehmigung von Frau Jutta Raschke</small>	
<small>F. M. D., Tagebuch eines Schriftstellers, aus dem Russischen von E. K. Rahsin, Piper München, 1963</small>		Oskar Kokoschka, Manifest während der Revolution	45	Peter Härtling, Im Dresdner Zoo	50
Fjodor Michailowitsch Dostojewski, Vom Schatz in der Schnupftabaksdose	42	<small>entnommen: Edith Hoffmann, Life and Work, Faber & Faber London, 1947</small>		<small>s. o.</small>	
<small>F. M. Dostojewski, Die Dämonen, aus dem Russischen von E. K. Rahsin, Piper München, 1922</small>		Geliebte Stadt – Letzte Blüte in den zwanziger und dreißiger Jahren		Dieter Hoffmann, An der Elbe	50
»Dresden-Dornröschen« bis zur Revolution		Erich Kästner, Wenn es zutreffen sollte...	46	<small>Originalbeitrag</small>	
		<small>E. K., Als ich ein kleiner Junge war, Cecilie Dressler Verlag Berlin, 1957, Copyright Atrium Zürich</small>		»Würde es weniger wüst sein als in der Wüste?« Dresden von 1945 bis heute	
				Bruno E. Werner, Nach dem Angriff	51
				<small>B. E. W., Die Galeere, G. B. Fischer Frankfurt, 1958</small>	
				»Neue Zürcher Zeitung«, Dresden	51
				<small>NZZ, 11. März 1945</small>	

Erich Kästner, Dresden war eine wunderbare Stadt s. o.	52
Gerhart Hauptmann, Zum Tod von Dresden Propyläen Berlin, Centenar Ausgabe	52
Erhart Kästner, Wenn wir heimkommen würden ... E. K., Zeltbuch von Tumulad, Insel Verlag Anson Kippenberg Frankfurt, 1949	52
Martin Skinner, Dresden Übersetzung von Gertrud Eckardt	54
Erna Hedwig Hofmann, Dresdner Requiem s. o.	54
Fritz Löffler, Theaterplatz Fr. L., 350 Jahre Dresdener Gemäldegalerie, Originalbeitrag in »Jahrbuch zur Pflege der Künste«, 5. Folge, Jess Verlag Dresden, 1957	54
Brigitte Jeremias, In Dresden 1964 B. J., Dresden lebt, Frankfurter Allgemeine Zeitung, 22. 8. 1964	55
Rudolf Alexander Schröder, Gruß an Dresden R. A. Sch., Die weltlichen Gedichte, Suhrkamp Frankfurt, 1940	55
Beginn des Abbildungsteils	56

Bildnachweis

Erich Andres (23), Archiv für Kunst und Geschichte (4),
Conti-Press (5), Fotothek Dresden (89), Gillhausen (1), Hi-
storia-Photo (4), Historisches Bildarchiv Handke (9), Hilmar
Pabel (1), Süddeutscher Verlag (8), Ullstein (9)

Ich danke allen, die mir durch ihre freundliche Genehmi-
gung zur Wiedergabe von Texten und Fotos die Herausga-
be dieses Bandes ermöglicht haben, ganz besonders aber
der Deutschen Fotothek in Dresden und meinem Vater für
jederzeit verständnisvolle und rasche Hilfe. O. R.

+

SLUB DRESDEN



3 3786322